

# ZEITSCHRIFT FÜR BAYERISCHE KIRCHENGESCHICHTE

---

86. JAHRGANG 2017



## INHALTSVERZEICHNIS

Hohenberger, Thomas: Druckerzeugnisse aus Bayern – Starthilfe für die Wittenberger Reformation .....	1
Lorentzen, Tim: Medien der frühen Reformation in Altbayern .....	24
Sauer, Christine: Erste Sammlungen von Reformationsschriften in der Reichsstadt Nürnberg .....	52
Weichselbaumer, Nikolaus: Zur Funktion der Druckzensur in Nürnberg während der Reformation .....	76
Steiniger, Judith: Mitteilungen aus und über Augsburg während des Donaufeldzugs (Juli–November 1546) in Heinrich Bullingers Briefwechsel .....	84
Kess, Alexandra: Die Augsburger Kirche während des Donaufeldzugs (Juli–November 1546): Beobachtungen im Briefwechsel Heinrich Bullingers .....	106
Freller, Thomas: Spiritus Rector, Pfründejäger oder Mitläufer? Die Rolle des Geistlichen Rats und Bildungsreformers Heinrich Braun bei der Übertragung des höheren Schulwesens auf die Klöster. Eine Miscelle zur bayerischen Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts .....	122
Soder von Güldenstübbe, Erik: Die evangelische Pfarrei in Gerolzhofen .....	139
Keller, Rudolf: Zum Regensburger Pfarrerbuch .....	154

IV

Buchbesprechungen

1. Allgemeine Kirchengeschichte / Universalgeschichte ... (Nr. 2047–2063)	190
1.1. Übergreifend ..... (Nr. 2047–2049)	190
1.2. Bis 1806 ..... (Nr. 2050–2063)	198
1.3. 19. / 20. Jahrhundert / Zeitgeschichte ..... (Nr. 2064–2066)	223
2. Außerbayerische Territorial-(Kirchen-)Geschichte ..... (Nr. 2067–2071)	236
3. Bayerische (Kirchen-)Geschichte ..... (Nr. 2072–2081)	247
3.1. Übergreifend ..... (Nr. 2072–2073)	247
3.2. Bis 1806 ..... (Nr. 2074–2078)	250
3.3. 19./20. Jahrhundert / Zeitgeschichte ..... (Nr. 2079–2081)	258
4. Kunst- und Kulturgeschichte ..... (Nr. 2082)	264
Bericht über die Vereinsarbeit .....	xxx
Personenverzeichnis .....	xxx
Ortsverzeichnis .....	xxx

## Besprochene Werke

Althaus, Paul – Barth, Karl – Brunner, Emil: Briefwechsel 1922–1966, hg. von Gotthard Jasper (Dietz) . . . . .	(Nr. 2066)	235
Arnold: Albert Schweitzer. Les années alsaciennes (1875–1913) (Wolf) . . .	(Nr. 2065)	231
[Becker:] Passau und Bayern im Spannungsfeld von Politik und Religion (Keller) . . . . .	(Nr. 2076)	253
Blickle: Der Bauernjörg: [...] Georg Truchsess von Waldburg (Huber) . . .	(Nr. 2067)	236
Bonkhoff: Geschichte der Ev. Kirche der Pfalz (Hohenberger / Wolf) . . . . .	(Nr. 2070/2071)	241
Borchardt / Rupp (Hg.): Rothenburg ob der Tauber. Geschichte (Herz) . . .	(Nr. 2072)	247
Brockmann: Konfessionalisierungsparadigma (Keller) . . . . .	(Nr. 2062)	224
Bungert: Das alte Dorf. Fränkisches Landleben um 1930 (Jan Huber) . . . .	(Nr. 2082)	264
Eberhard / Puhane (Hg.) → Becker		
Flade: Jüdische Familiengeschichten aus Unterfranken (Gronauer) . . . . .	(Nr. 2079)	258
Frank / Leppin (Hg.): Die Reformation und ihr Mittelalter (Keller) . . . . .	(Nr. 2060)	220
Freitag: Die Reformation in Westfalen (Lückel) . . . . .	(Nr. 2069)	238
Gößner: Evangelisch in München [von der Reformationszeit bis ...] (Rößler) . . . . .	(Nr. 2075)	251
Greiter/Zengerle (Hg.): Ingolstadt in Bewegung [Reformation] (Zeiß-Horbach) . . . . .	(Nr. 2074)	250
Hager: Freimut: Hermann von Loewenich, Kirchenreformer und Landesbischof (Greif) . . . . .	(Nr. 2081)	262
Hausberger: Die Regensburger Bischöfe 1649–1817 (Eberl) . . . . .	(Nr. 2078)	256
FS Hofmann: Historia magistra vitae, hg. von Blumberg / Petrynko (Pinggéra) . . . . .	(Nr. 2047)	190
Hund: Augustana-Jubiläum 1830 (Keller) . . . . .	(Nr. 2064)	229
Kaufmann: Luthers Schrift „An den Adel deutscher Nation“ (Huber) . . .	(Nr. 2052)	205
Kaufmann: Erlöste und Verdammte. Eine Geschichte der Reformation (Huber) . . . . .	(Nr. 2056)	216
Keßler: Das Karlstadt-Bild in der Forschung (Huber) . . . . .	(Nr. 2049)	196
Leo (Hg.): Würzburg unter schwedischer Herrschaft 1631–1633 [Ganzhorn] (Bergerhausen) . . . . .	(Nr. 2077)	254
Leppin: Reformatorische Gestaltungen [Theologie und Kirchenpolitik] (Huber) . . . . .	(Nr. 2057)	218

VI

Leppin: Transformationen [Theologie und Frömmigkeit zwischen Spätmittelalter und Reformation] (Hohenberger) .....	(Nr. 2050)	198
Michel: Die Kanonisierung der Werke Martin Luthers im 16. Jahrhundert (Keller).....	(Nr. 2061)	223
Müntzer: Kritische Gesamtausgabe, Band 1: Schriften (Simon) .....	(Nr. 2054)	210
Osiander: Est-il vrai ... [Französische Edition des Gutachtens zur Blutbeschuldigung der Juden], hg. von Annie Noblesse-Rocher und Matthias Morgenstern] (Töllner) .....	(Nr. 2055)	213
Rößler: Nationalsozialismus in der fränkischen Provinz: Neuendettelsau (Greif) .....	(Nr. 2080)	261
Schilling: 1517 (Wolf).....	(Nr. 2051)	202
Schubert: Ludwig Camerarius (Gößner).....	(Nr. 2063)	226
Schwarz: Martin Luther – Lehrer der christlichen Religion (Huber) .....	(Nr. 2053)	207
Seyfridt: Almanach für die Jahr 1544 und 1545 (Keller) .....	(Nr. 2058)	219
Sibenburger: Almanach und Practica für das Jahr 1541 (Keller) .....	(Nr. 2059)	219
Stupperich: Westfälische Reformationsgeschichte (Lückel) .....	(Nr. 2069)	238
Synagogen-Gedenkband Bayern III/1: Unterfranken (Zeiß-Horbach) ...	(Nr. 2073)	248
Wittmann (Hg.): Tempi passati. Die Reichsstadt in der Erinnerung (Keller).....	(Nr. 2048)	195

# Buchbesprechungen (Nr. 2047–2082)

Redaktion: Wolfgang Huber

## 1. Allgemeine Kirchengeschichte / Universalgeschichte (Nr. 2047–2063)

### 1.1. Übergreifend (Nr. 2047–2049)

FS Hofmann: *Historia magistra vitae*, hg. von Blumberg / Petrynko (Pinggéra) (Nr. 2047). – Wittmann (Hg.): *Tempi passati*. Die Reichsstadt in der Erinnerung (Keller) (Nr. 2048). – Keßler: *Das Karlstadt-Bild in der Forschung* (Huber) (Nr. 2049).

**BLUMBERG, ANSELM / PETRYNKO, OLEKSANDR** (Hg.): *Historia magistra vitae*. Leben und Theologie der Kirche aus ihrer Geschichte verstehen. Festschrift für *Johannes Hofmann* zum 65. Geburtstag. – Regensburg: Pustet, 2015 (= Eichstätter Studien. NF 76). – 559 S., geb. – ISBN 978-3-7917-2764-6.

Es ist auf eine sympathische Weise provozierend, die Festschrift für einen Historiker heute noch mit dem bekannten Diktum zu überschreiben, das Cicero im zweiten Buch *De oratore* dem Antonius in den Mund gelegt hat: *Historia magistra vitae*. Der neuzeitlichen „Auflösung des Topos“ (R. Koselleck) zum Trotz hält der Buchtitel daran fest, dass wenigstens eine im Horizont der Theologie betriebene Geschichtswissenschaft dazu berufen sein könnte, die Ahnung von einem durchgängigen historischen Kontinuum zu hüten, wenn anders Gott als die alles bestimmende, geschichtlich gegebene Wirklichkeit gedacht werden soll. In der Kontinuität des mystischen Leibes Christi werde Geschichte für den Kirchenhistoriker, so Bischof Gerhard Feige in seinem Grußwort, „kein toter Buchstabe“, sondern „lebendiger Fundus, aus dem wir schöpfen können, um Antworten auf die Fragen von heute zu finden.“ (S. 16)

Unter diesem hohen und schönen Anspruch steht die Festschrift, die dem Eichstätter Patristiker und Kirchenhistoriker

Johannes Hofmann zum 65. Geburtstag dediziert worden ist. Sein Erscheinen verdankt der gehaltvolle Band zwei Schülern des Jubilars, Anselm Blumberg und Oleksandr Petrynko, letzterer Rektor des ostkirchlichen Priesterseminars ‚Collegium Orientale‘ der Diözese Eichstätt. In den beiden Herausgebern spiegelt sich die Weite von Hofmanns wissenschaftlichem Profil: Während Blumberg seine Dissertation auf dem Feld der lateinischen Patristik, über den Firmritus bei Ambrosius von Mailand, abgefasst hat, wurde Petrynko mit einer Studie zur byzantinischen Kultdichtung, über den Weihnachtskanon des Johannes von Damaskus, promoviert. West- und Ostkirche in der Gemeinsamkeit und der Besonderheit ihres Glaubenszeugnisses kann man als das große Lebensthema des Eichstätter Gelehrten bezeichnen, der als Priester dem lateinischen und dem byzantinischen Ritus angehört und der mit dem Ehrentitel eines Erzpriesters mit dem Recht, die Mitra zu tragen, ausgezeichnet wurde. In ihrer Grußadresse sprechen die Herausgeber ihren akademischen Lehrer deswegen auch nicht nur als „Herr Professor“ und „lieber Johannes“ an, sondern auch als „Protopresbyteros Mitrophoros“ (S. 11). Die beigefügte Fotografie zeigt den Empfänger der Festschrift in östlichem Habit.

Johannes Hofmann hat auf seinem akademischen Werdegang erst nach und nach den Weg in die Geistes- und Glaubens-

welt des Christlichen Ostens gefunden. Das Doppelstudium der Geschichte und der Katholischen Theologie in München, Salzburg und Passau führte zunächst zur Beschäftigung mit der bayerischen Landesgeschichte; die philosophische Dissertation hatte die „Traditionen, Urkunden und Urbare des Stiftes Gars“ (München 1983) zum Inhalt. In der theologischen Habilitation zeigt sich dann das Interesse an Verbindungslinien zwischen westlicher und östlicher Tradition, wenn dort nach der Gestalt des Clemens Romanus in griechischer Überlieferung gefragt wird („Unser heiliger Vater Klemens. Ein römischer Bischof im Kalender der griechischen Kirche“, Trier 1992). Damit war ein wissenschaftliches Interesse geweckt, das Hofmann auf dem Lehrstuhl in Eichstätt von 1993 bis zu seiner Emeritierung 2016 begleiten sollte. Von den zahlreichen Einzel Forschungen soll nur auf ein immer wiederkehrendes Thema, die Rolle der Frau in der Kirchengeschichte, hingewiesen werden, zu dem Hofmann, auch hier nach verbindenden Gestalten zwischen Ost- und Westkirche suchend, wichtige Beiträge vorgelegt hat. Aus dem Studienbetrieb hervorgegangen ist das Lehrbuch „Zentrale Aspekte der Alten Kirchengeschichte“ (2 Bde., Würzburg 2013). Auch als Berater und Mitarbeiter in kirchlichen Gremien hat sich Hofmann einen Namen gemacht. So war er u.a. Konsultor der päpstlichen Kongregation für die orientalischen Kirchen und Berater der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz.

Nach den Grußworten des Eichstätter und, in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz, des Magdeburger Bischofs versammelt der Band 28 Aufsätze, die nicht nur kirchengeschichtlichen Inhalts sind. Durch die rege Beteiligung der Eichstätter Fakultät entstand ein reizvoller Querschnitt durch die theologischen Disziplinen. Die Anordnung im Band erfolgt strikt alphabetisch nach Autorennamen. Im Folgenden gehe ich dagegen nach thematischer Verwandtschaft vor.

Unter den patristischen Aufsätzen greift der Würzburger Fachvertreter Franz Dünzl das Thema der Festschrift am deutlichsten auf, wenn er unter „Geschichte als Gegenstand im frühen Christentum“ die Wandlungen des Zeit- und Weltverständnisses bis Augustin nachzeichnet (S. 169–191). Dazu gehören die Modifikationen einer apokalyptischen Naherwartung in den neutestamentlichen und frühpatristischen Schriften, wobei auch auf die Berechnungen der Weltdauer in der frühen christlichen Chronistik eingegangen wird. Ferner werden die Versuche vorgestellt, der Reichsgeschichte samt den Christenverfolgungen einen geschichtsphilosophischen Sinn abzugewinnen (Cyprian, Laktanz, Euseb). Schließlich wird die Krise einer reichskirchlichen Geschichtsdeutung nach der Einnahme Roms durch die Westgoten 410 geschildert, auf die Augustin und Orosius in unterschiedlicher Weise reagiert haben. Von Augustins Entkoppelung des Glaubens an Gott und der konkreten Geschichtserfahrung her gibt Dünzl dem Thema der Festschrift die bedenkenswerte Wende: „Nicht ‚die Geschichte‘ an sich ist Lehrmeisterin für das Leben der Kirche, die theologischen *Konstruktionen von Geschichte* sind es, denen diese Funktion zuzuschreiben ist, und es hängt sehr von der Qualität der zugrunde liegenden Theologie ab, ob und was sich aus ‚der Geschichte‘ lernen lässt.“ (S. 191)

Anselm Blumberg betrachtet das Verhältnis Augustins zu seinem Taufbischof Ambrosius (S. 61–74). Die Selbstaussagen Augustins v.a. in den *Confessiones* und in *De beata vita* werden dafür ausgewertet. Am Ende steht das behutsame Urteil, dass die Predigten und Hymnen des Bischofs von Mailand Augustin in der Ausbildung eines christlichen Wahrheitsbewusstseins gestärkt hätten, auch wenn es zwischen den beiden wohl nie zu intensiven Zwiegesprächen oder gar einer freundschaftlichen Beziehung gekommen ist, wie sie von späteren Legenden berichtet werden.

Norbert Fischer geht dem Zusammenhang von Entscheidungsfreiheit, Gnade und göttlicher Liebe bei Augustinus nach (S. 193–217), um sich zum wiederholten Mal gegen Volker Drecolls Untersuchung zur Entstehung der Gnadenlehre Augustins von 1999 auszusprechen. Drecoll hatte herausgearbeitet, dass die Glauben und Handeln zugrundeliegende Willensentscheidung des Menschen selbst auf dem Erwählungshandeln Gottes beruht und eine prinzipielle Unabhängigkeit des Menschen damit nicht gegeben sei. Fischer bestreitet dies mit der recht pauschalen Unterstellung, gerade die protestantische Theologie habe die Intentionen des Kirchenvaters „in übler Weise“ entstellt (S. 197). Augustin, so soll demgegenüber gezeigt werden, habe stets an der in *De libero arbitrio* ausgearbeiteten Position festgehalten. Freilich kann Fischer seine These nur mit einschränkenden Bemerkungen durchhalten, wonach Augustins Äußerungen zum Teil „problematisch und interpretationsbedürftig“ seien (S. 209). Überhaupt bezweifelt der Verfasser, dass Augustins Prädestinationslehre mit dem Glauben an Gott als Schöpfer und Erlöser zusammenpasse (S. 210). Es entsteht der Eindruck, dass hier der Interpret den Kirchenvater vor dessen eigenen Aussagen in Schutz nehmen möchte!

In einem dritten Beitrag zu Augustin stellt Eva-Maria Gärtner den nordafrikanischen Kirchenvater als Asketen und Verfasser einer Klosterregel vor (S. 219–238). In einem übersichtlichen Durchblick werden die verschiedenen Regeln, die unter dem Namen Augustins laufen, vorgestellt, und zwar mit dem Ergebnis, dass lediglich das sogenannte *Praeceptum* mit seinem Seitenstück für Frauengemeinschaften, der *Regularis Informatio*, auf Augustin selbst zurückgehen dürfte. Herausgearbeitet werden die Struktur des *Praeceptums* und sein zentrales Anliegen: der Gemeinschafts- und Einheitsgedanke im Kloster.

In die Welt des östlichen Mönchtums führen die Arbeiten von Petro Stanko und Anna Briskina-Müller. Stanko verfolgt das

Motiv der Gottes- und Nächstenliebe in den längeren Mönchsregeln bei Basilius von Caesarea (S. 439–457), wobei auch Seitenblicke ins Mönchtum Ägyptens (Ammun, Evagrius, Pachom) geworfen werden.

Dorthin, nach Ägypten, versetzt uns der Beitrag von Briskina-Müller, die einige geradezu verstörende Verhaltensweisen von Mönchsvätern in den Apophthegmata Patrum untersucht (S. 121–139). Stellen, in denen Altväter, mitunter in verdrießlicher Stimmung, ein erbetenes Wort verweigern, werden von der Verfasserin auf eine neue, originelle und einleuchtende Weise interpretiert. Dahinter stehe nicht einfach ein pädagogisch gemeintes Hinhalten des Ratsuchenden, sondern viel grundsätzlicher die Ablehnung der Idee einer geistlichen Vaterschaft im Sinne einer fortwährenden Selbstrelativierung der Funktion als Lehrer und Seelsorger. Es gehe um eine Haltung der Altväter, in der sie die Mitmenschen „als ebenbürtige Christen, nicht als ‚Kinder‘“ betrachteten (S. 137).

Geistreich und launig beschreibt Andreas Merkt – in der Spannung von „Pathologie und Patrologie“ – Probleme und Perspektiven der Lehre von den Kirchenvätern (S. 335–353). Über die Krise des Väterbeweises in der Frühen Neuzeit führt uns der Verfasser durch die kulturwissenschaftlichen Umbrüche der Gegenwart. Eine Patrologie, die heute relevant sein wolle, habe „Modellfälle für die Beziehungen von Kulturen und Weltanschauungen“ zum Thema. Dabei gehe es – als zeitgemäße Auslegung von *historia magistra vitae* – zum Teil auch um „bleibende und wiederkehrende Bedingungen des modernen Menschen in seiner sozialen und individuellen Dimension“.

In die späte griechische Patristik gehören zwei Beiträge zu Johannes von Damaskus (7./8. Jh.): Oleksandr Petrynko versucht die Frage zu beantworten, ob Johannes von Damaskus tatsächlich Mönch des Sabasklosters in der jüdischen Wüste gewesen sei (S. 399–424). So will es die Überlieferung. In dem unbedingt lesenswerten Beitrag werden



alle infrage kommenden Quellen kritisch ausgewertet und selbst kürzesten Notizen gewissenhaft nachgegangen. Als überzeugendes Ergebnis kann festgehalten werden, dass Johannes höchstwahrscheinlich in einem Kloster der Stadt Jerusalem beheimatet war und seine Lokalisierung in Mar Saba eine spätere, erst im 11. Jh. greifbar werdende Überlieferung darstellt. Die Untersuchung beinhaltet ein methodisch vorbildliches Beispiel, wie das *argumentum e silentio* zwar keine begründende, aber doch stützende Funktion in einem historischen „Indizienbeweis“ einnehmen kann: Es ist wirklich auffällig, dass in den sicher als echt geltenden liturgischen Dichtungen des Johannes nirgendwo auf Mar Saba als seinen angeblichen Lebens- bzw. Wirkungsort angespielt wird.

Johannes Braun bespricht die Zitate aus dem Koran, die sich im 100. Kapitel der Häresienliste im dogmatischen Hauptwerk des Damaszeners, der „Quelle der Erkenntnis“, befinden (S. 95–120). Das Kapitel behandelt den Islam als christliche Häresie und lässt eine gewisse Vertrautheit mit koranischem Material erkennen. Möglicherweise kannte Johannes noch eine andere (ältere) Version des Koran, als sie uns vorliegt. Auf eine griechische Übersetzung konnte Johannes noch nicht zurückgreifen. Mit seiner Koranexegese verfolgte er natürlich polemische Ziele.

In zeitlicher und sachlicher Nachbarschaft dazu befindet sich der Aufsatz von Peter Bruns, der dem nach 829 gestorbenen Theodor Abu Qurra und der Entstehung einer christlich-arabischen Theologie gewidmet ist (S. 141–154). Theodor gehörte zur chalkedonensischen Kirche, die neben Miaphysiten und Ostsyrern ebenfalls im islamischen Machtbereich verbreitet war. Er wirkte als Bischof von Harran und hatte wohl Beziehungen zum Hof der Kalifen in Bagdad. Bruns zeigt auf, wie Theodor am Anfang der arabischen Theologieproduktion seiner Kirche stand und dabei auf die besonderen Herausforderungen einging, die sich der christlichen Glaubenslehre in einem

islamischen Umfeld stellten. Der ausführlicher vorgestellte Traktat über die Existenz des Schöpfers kann dabei geradezu als „kleine arabische Fundamentaltheologie“ gelten.

Eva Maria Synek, die Wiener Spezialistin für Patristik und Kanonistik, greift das Forschungsgebiet des Jubilars, die Rolle der Frau in der Kirchengeschichte, auf. Unter der Frage „Törinnen und Blinde?“ wird diese Rolle im kirchenrechtlichen Diskurs des ersten Jahrtausends erörtert (S. 493–517).

Unter patristischen und liturgiewissenschaftlichen Gesichtspunkten entfaltet Rudolf Prokschi Gedanken zum Priesterdienst unter dem Titel „Du bist Priester auf ewig...“ (S. 425–438). Der Traktat über das Priestertum von Johannes Chrysostomus und die Pastoralregel Gregors des Großen geben dabei die Richtung vor. Griechischer und lateinischer Weiheritus werden auf ihren amtstheologischen Gehalt hin befragt, ehe die Einzelbeobachtungen zum Profil des priesterlichen Dienstes thesenartig zusammengefasst werden.

Zur Liturgiewissenschaft gehört ferner Givi Lomidzes Untersuchung zur ältesten Version der Weihe eines Antimensions in der georgischen Überlieferung (S. 303–320). Im altgeorgischen Euchologion befindet sich ein Ritus der Weihe des Antimensions, der ein deutlich älteres Stadium der liturgischen Entwicklung repräsentiert, als wir ihn in den byzantinischen liturgischen Büchern finden. Zusammen mit einem Abdruck der kritischen Edition von 2011 wird der Text erstmals ins Deutsche übersetzt. Der Ritus setzt noch einen echten Tragaltar als Antimension voraus, während der byzantinische Ritus heute darunter das (für die Eucharistiefeyer zwingend notwendige) auf dem Altar liegende Tuch mit der Darstellung der Grablegung Christi, eingenähten Reliquien und der Unterschrift des Bischofs meint. Erst im georgischen Euchologion von 1713 wurde dieser ältere Text ersetzt durch die Übersetzung des (liturgiegeschichtlich jüngeren) griechischen Weiheritus, der sich in der georgisch-orthodoxen Kirche dann überall durchgesetzt hat.

Die Welt des Christlichen Ostens ist nicht nur Gegenstand historischer Forschung, sondern auch eine Größe der Gegenwart. Hacik Rafi Gazer schlägt den Boden von der Spätantike bis in unsere Zeit, wenn er unter der Überschrift „In der Fremde zu Hause“ Streifzüge durch das Diasporaleben der Armenier unternimmt (S. 239–255). Schwerpunktmäßig dargestellt werden die Auswanderungswellen nach dem Fall der Hauptstadt Ani im Jahr 1045, die zur Besiedlung Kilikiens führten (und von dort weiter nach Galizien, wo in Lemberg das armenische Geistesleben noch bis ins 17. Jh. blühte), die Niederlassung vieler Armenier im persischen Nor Dschulfa im 17. Jh. (von dort weiter nach Indien, wo eine eigene Diözese gegründet wurde, und nach Amsterdam, das im 17. Jh. zum Zentrum des armenischen Buchdrucks wurde), die Migrationsbewegungen in den folgenden Jahrhunderten nach Russland, Triest, Wien und in die ganze Welt.

Konstantinos Nikolakopoulos beleuchtet das Selbstverständnis der Orthodoxie im modernen Europa am Beispiel der Bundesrepublik Deutschland (S. 381–398). Betont wird u.a., dass die byzantinische Orthodoxie für das historische Werden Europas eine entscheidende Rolle gespielt habe und dass sie von ihrem Wesen und ihrer geschichtlichen Erfahrung her für kulturelle Vielfalt und gegen jede Form des Rassismus einstehe.

Ernst Christoph Suttner entfaltet im Anschluss an die Dogmatischen Konstitution *Lumen Gentium* die These, dass nach der Lehre des II. Vatikanischen Konzils Verschiedenheit charakteristisch sei für die Kirche auf Erden (S. 459–492). Dazu werden mehrere Fallbeispiele aus der Kirchengeschichte genannt, die sich zur Vielfalt kirchlicher Traditionen teils positiv, teils negativ verhalten haben sollen. Dass etwa die Normannen in Süditalien und die Kreuzfahrer im Orient die angestammte griechische Kirche unterjocht hätten, wird kontrastiert mit dem Konzil von Florenz, welches „die ursprüngliche Farbenfreude der Kir-

che“ verteidigt habe (!). Den eigentlichen Sündenfall, den völligen Bruch zwischen Ost- und Westkirche, sieht Suttner nach der von ihm schon länger vertretenen These im 18. Jh., als die Propaganda Fide 1729 und die vier alten Patriarchate des Ostens 1755 der jeweils anderen „Kirche“ den Besitz des heiligen Geistes, mithin den Besitz wirklicher Sakramente rundweg abgesprochen haben. Dagegen steht nun das II. Vaticanum, dessen Wertschätzung der (ost-)kirchlichen Vielfalt allerdings unterwandert worden sei durch den Codex des Ostkirchenrechtes von 1990 (der der östlichen Eigenüberlieferung letztlich nicht gerecht werde) und dem 1993 herausgebrachten Weltkatechismus (der ganz der Denkweise mitteleuropäischer Theologie verpflichtet sei).

In anderer Hinsicht beschäftigt sich Andriy Mykhaleyko mit dem II. Vaticanum, wenn er Rezeptions- und Interpretationsprozesse des Konzils in der ukrainischen griechisch-katholischen Kirche untersucht (S. 365–379). Die Kirche lebte in der sowjetischen Ukraine seit 1946 im Untergrund, so dass sich die Kommunikation nach außen mühsam gestaltete. Die Forderung des Konzils, die unierten Kirchen möchten das authentische Erbe des Christlichen Ostens in seiner Fülle wiedergewinnen und Latinismen rückgängig machen, stieß in der Ukraine auf Zustimmung und Ablehnung. Geteilter Meinung war man auch bei der Einführung des Ukrainischen als Liturgiesprache und bei der Verwendung des Begriffes „orthodox“ in der Liturgie, der für viele konfessionell konnotiert war. Nach der Legalisierung der Kirche 1989 haben viele Fragen an Schärfe verloren.

Den Raum der westlichen Kirchengeschichte betreten wir sodann mit Manfred Gerwing (S. 257–275). Unter dem Schriftzitat „Non est vestrum nosse tempora vel momenta“ wird die Augustinusrezeption bei Johannes von Paris („Quidort“) in seinem Traktat über den Antichristen und das Weltende dargestellt. Augustin lieferte das argumentative Gerüst, um gegen apokalypti-

sche Berechnungen und Erwartungen vorzugehen, die um 1300 in Paris um sich griffen.

Jürgen Bärsch vergleicht zwei Erklärungen der Taufliturgie aus der Barockzeit, von Leonhard Goffiné (1648–1719) und Gregor Rippell (1681–1729), und beachtet besonders den jeweiligen Umgang mit den Kirchenvätern (S. 25–44). Die Väterzitate haben in erster Linie apologetische, gegen die Reformation gerichtete Funktion. Zudem lässt sich bei Rippell erkennen, dass er bereits ein gebildetes Lesepublikum mit einem gewachsenen historischen Bewusstsein vor Augen hat.

Konstantin Maier, langjähriger Eichstätter Fachkollege des Jubilars, beschreibt unter dem Stichwort „Die geistliche Kriegsrüstung“ das Türkenbild und die christliche Religiosität in der Frühen Neuzeit (S. 321–333), wobei u. a. die Steigerung der Kreuzesverehrung (das Kreuz als Symbol des Sieges) und der Marienfrömmigkeit (Maria als Siegerin in Lepanto 1571 und Wien 1683) nachgezeichnet wird.

Stephan Haering OSB geht die Reihe der Kanonisten an der Eichstätter „Hohen Schule“ im 20. Jahrhundert entlang unter der Fragestellung, welche Beiträge sie zur rechtsgeschichtlichen Forschung geleistet hätten (S. 277–292). Bis zu den Berufungen von Hubert Müller 1977 und Peter Krämer 1980 fällt der Befund einigermaßen schmal aus: Bis dahin wurde die Professur mit Vertretern des einheimischen Klerus besetzt, die neben ihrer Tätigkeit an der Hochschule noch seelsorgerliche und administrative Aufgaben zu erfüllen hatten. In der Regel war die Professur Durchgangsstation für ein Kanonikat im Domkapitel.

Ulrich Kropač würdigt die „Münchener Methode“ in der katholischen Religionspädagogik am Anfang des 20. Jahrhunderts, in der die Lebenssituation der Kinder stärker als bisher berücksichtigt wurde (S. 293–301). Bleibende Bedeutung hat die 1921 formulierte Einsicht von Franz Xaver Eggersdorfer, dass „bloße Katechismusexegese ... nur den Katechismus, nicht aber Religion lehrt“ (S. 299).

Aus der Fundamentaltheologie stammen die Beiträge von Christoph Böttig-

heimer („Wie heute glauben? Anmerkungen zur großzügigen Ausblendung zentraler Glaubensfragen“, S. 75–93) und Erwin Möde („Von der Absurdität der Gewalt. Postmoderne Sinnlosigkeit und religiöser Fanatismus“, S. 355–364). Der Abt von Niederaltaich, Marianus Bieber OSB gibt ein tief sinniges „Plädoyer für eine religiöse Hermeneutik“ (S. 45–59). Im Ausgang von Gadamer und Ricoeur wird die geistliche Lebensform als hermeneutische Vorauspraxis gedeutet, in der sich der Sinnhorizont religiöser Rede erschließt.

Die Bibelwissenschaft ist in der Festschrift vertreten durch Burkhard M. Zapff („Wie Micha zu Jesaja wurde. Zur Hermeneutik von Micha 1“, S. 539–555), zwei kanonistische Beiträge runden das theologische Fächerspektrum ab (Andreas Weiß: „Wer korrigierte wen? Fragen zum Amstverzicht Papst Benedikts XVI. aus Anlass seiner Wortmeldung in der Debatte um wiederverheiratete Geschiedene“, S. 519–538; Bernd Dennemarck: „Die Zulassung nichtkatholischer Christen als Paten“, S. 155–168).

Am Ende ihres Vorwortes grüßen die Herausgeber der Festschrift den Geehrten mit dem ostkirchlichen Wunsch: „Auf viele Jahre!“ Die Leser der Festschrift werden sich diesem Wunsch gerne anschließen.

[2047]

*Karl Pinggéra*

WITTMANN, HELGE (Hg.): *Tempi passati. Die Reichsstadt in der Erinnerung. 1. Tagung des Arbeitskreises „Reichsstadtgeschichtsforschung“*. Mühlhausen, 11. bis 13. Februar 2013. – Petersberg: Michael Imhof, 2014 (= *Studien zur Reichsstadtgeschichte* 1). – 285 S., geb., Festeinband zahlreiche Abb. – ISBN 978-3-7319-0041-2.

Ausgehend vom Stadtarchiv Mühlhausen in Thüringen wurde ein Arbeitskreis „Reichsstadtgeschichtsforschung“ gegründet, der im Februar 2013 zu seiner ersten

wissenschaftlichen Tagung am gleichen Ort zusammenkam. Archivarinnen und Archivare aus ehemaligen Reichsstädten tragen die Arbeit, die von der „Friedrich-Christian-Lesser-Stiftung“ langfristig gefördert wird. Im Vorwort legt der Herausgeber Absicht und Forschungsvorhaben des Arbeitskreises dar. Er hofft, „dass durch den Arbeitskreis mehr Forschungsinteresse gerade auf die mittleren und kleineren unter den Reichsstädten gelenkt wird, deren Geschichte und Überlieferung häufig noch zu wenig Beachtung seitens der Geschichtswissenschaft findet.“ [...] „Mit dem vorliegenden ersten Tagungsband tritt der Arbeitskreis an die Öffentlichkeit und hofft auf interessierte Aufnahme der vorgelegten Aufsatzsammlung wie seines Anliegens insgesamt“ (S. 7).

Leider ist in diesem Band die Region des heutigen Bayern – das ist sicher nicht wirklich intendiert – komplett nicht vertreten, wenn man einmal davon absieht, dass der Vorstand der „Friedrich-Christian-Lesser-Stiftung“ seinen Sitz nicht in Nordhausen, wo sie eigentlich ansässig ist, sondern in München hat. Deshalb soll an dieser Stelle nur auf diesen Arbeitskreis hingewiesen werden. Das ist „interessierte Aufnahme“, die sich mit der Hoffnung verbindet, dass alle Regionen und ihre ehemaligen Reichsstädte – so auch Bayern – in die Arbeit einbezogen werden. In der den Band beschließenden „Rückschau“ von Stephan Selzer kann man Hoffnungszeichen ähnlicher Art vernennen. Natürlich verkenne ich nicht, dass in den 13 Beiträgen des Bandes auch manches enthalten ist, was überörtliche Bedeutung hat.

[2048]

*Rudolf Keller*

**KESSLER, MARTIN:** Das Karlstadt-Bild in der Forschung. – Tübingen: Mohr Siebeck, 2014 (= BHT<sup>h</sup> 174). – XVI + 596 S., geb., Leinen. – ISBN 978-3-16-153175-0.

Während die ersten Bände einer kritischen Gesamtedition seiner Schriften eben

erscheinen, bleibt eine neue umfassende Biographie des aus Karlstadt am Main stammenden Wittenberger und schließlich Basler Universitätsprofessors weiter ein Desiderat. Andreas Bodenstein, genannt nach seinem fränkischen Herkunftsort, entwickelte sich von einem anfänglichen Mitstreiter Luthers zu seinem theologischen Konkurrenten mit starkem Einfluss auf die spiritualistischen und ‚radikalen‘ Zweige der Reformation. Erst die Verwirklichung beider Projekte, die Edition und die Biographie, wird es erlauben, die historische Rolle Andreas Bodensteins von Karlstadt auf der Basis des aktuellen Forschungsstandes exakt zu bestimmen.

Mit seiner instruktiven forschungsgeschichtlichen Studie, einer Göttinger Habilitationsschrift, leistet der aus Coburg stammende Kirchenhistoriker Martin Keßler für die noch zu schreibende Karlstadt-Biographie wichtige Vorarbeiten. Tatsächlich ist bis heute die im Jahr 1905 vorgelegte zweibändige Lebensbeschreibung des Leipziger Historikers und späteren Gymnasialdirektors Hermann Barge (1870–1944) noch immer maßgeblich. Dieses Werk, ihr Verfasser (S. 152–198) und die nach ihrem Erscheinen bis ins Jahr 1920 breit geführte wissenschaftliche Kontroverse, bei der der Tübinger Kirchenhistoriker Karl Müller als entschiedenster Kritiker hervortrat, bilden den zentralen Hauptteil dieser umfangreichen Arbeit (S. 149–370).

Die vorangehenden Forschungen des 19. Jahrhunderts, die Keßler chronologisch – durchaus auch kritisch, beispielsweise zu den Ergebnissen des Erlanger Kirchenhistorikers Kolde (S. 135–137) – darlegt, bilden den ersten großen Hauptteil des Buches (S. 17–145). Was zuvor, namentlich bei Christian Thomasius, Gottfried Arnold und Johann Bartholomäus Riederer, an „Karlstadt-Referenzen“ zu ermitteln ist, wird von Keßler dagegen markant skizziert (S. 6–16) – vielleicht etwas zu knapp, stellen doch auch diese Namen bleibende Referenzpunkte seiner späteren Analyse dar.

Der dritte Hauptteil des Buchs gilt der „Karlstadt-Forschung nach Barge“ (S. 371–486). Keßler schreitet zunächst die im Zeitraum von 1932 bis 1971 erschienenen Studien von Erich Hertzsch, Ernst Kähler und Friedel Kriechbaum ab (S. 372–408). Umsichtig würdigt er sie auch mit Blick auf die dahinterstehenden Betreuer Karl Heussi, Ernst Wolf und Karl Gerhard Steck. Keßler bezieht dabei – wie überhaupt in seiner ganzen Arbeit – auch Rezensionen und die Reaktionen in der weiteren Forschungsliteratur mit ein.

An die Schwelle des aktuellen Standes führt er dann bereits im Unterkapitel „Die Karlstadt-Forschung zwischen Sider und Bubenheimer“ (S. 409–474), das deren beider Neuansatz Ende der 1960er Jahre herausarbeitet. Keßler behandelt dabei auch die Studie von James Samuel Preus und die Impulse des marxistischen Historikers Max Steinmetz in der damaligen DDR. Keßlers Gesamtdurchgang beschließt das Unterkapitel: „Siders und Bubenheimers Arbeiten als Ausgangspunkte der neueren Forschung“ (S. 475–486), in dem insbesondere die Studien von Alejandro Zorzín und Hans-Peter Hasse Würdigung finden.

An das Ende seines Buches stellt Keßler eine „Standortbestimmung“ (S. 487–508), in der er nochmals auf die „Wege der Forschung“ insgesamt zurückblickt und den aktuellen „Stand der Forschung“ markiert (S. 492–506). Äußerst knapp formuliert er schließlich „Perspektiven“ für die wissenschaftliche Beschäftigung mit Karlstadt, nämlich zwischen „normativen Qualifizierungen seiner Theologie und quantitativen Abschätzungen deren historischer oder gegenwärtiger Relevanz“ (S. 507).

Die Art und Weise, wie Keßler sein Material durch das ganze Buch hindurch ausbreitet, verdient Lob. Er referiert nicht nur sorgfältig die Forschungswege und -ergebnisse, sondern arbeitet auch konsequent die jeweiligen Motive und Intentionen heraus. Er ordnet sie umsichtig, oft auch pointierend in die jeweiligen forschungsgeschichtlichen

Kontexte ein, stellt Bezüge untereinander her und würdigt die einzelnen Beiträge im Gesamtzusammenhang der Karlstadt-Forschung. In der Fülle der herangezogenen Quellen und Fachliteratur – dokumentiert in einem gewichtigen Anhang (S. 509–572) – behält Keßler souverän den Überblick und verhilft auch seiner Leserschaft dazu, indem er immer wieder die gewonnenen Einsichten in rekapitulierende oder thetische Zwischenergebnisse zusammenfasst. Zugleich lässt der reichhaltige Apparat der Fußnoten Keßlers Fleiß (und Spürsinn) erkennen, alle noch ermittelbaren relevanten Informationen zu Personen und Sachverhalten auszuwerten.

Keßlers Buch zeigt eindrucksvoll, wie das durch die Forscher jeder Epoche rekonstruierte Bild von Karlstadt – das gilt natürlich auch für andere historische Personen – immer auch mitgeprägt wurde durch aktuelle konfessionell-weltanschauliche und kirchenpolitische Perspektiven und Interessen. In der Forschung des 19. Jahrhunderts („vor Barge“) sahen reformierte Befürworter der Union mit Lutheranern zunächst in Karlstadt die „reformierte Konfessionalität in der frühen Wittenberger Reformation“ vertreten oder ihn als Identifikationsfigur „einer konfessionsübergreifenden Religiosität“ (S. 146). Dem widersprachen die Anhänger eines eigenständigen kirchlichen Luthertums, die Karlstadt „einzig aufgrund seiner systematisch-theologischen Prämissen“ (S. 146) interpretierten. Mitunter erfuhr Karlstadt gegenüber Luther persönliche Herabsetzungen. Aber er wurde auch als Vorläufer der historisch-kritischen Schriftauslegung und als „kirchlicher Vertreter christlicher Sozialreformen unter politischen Aspekten“ (S. 147) gewürdigt. Hieran knüpfte Barge – dem auch an einer „Ehrenrettung“ Karlstadts lag – mit seiner großen Biographie an. Ihr zweiter Band stellte bereits im Titel „Karlstadt als Vorkämpfer des laienchristlichen Puritanismus“ heraus.

Barges liberale Perspektive auf Karlstadt und die frühe Wittenberger Reformation provozierte eine der größten reformations-

geschichtlichen Debatten nach der Jahrhundertwende – neben denen um die Reformationsdarstellungen von Janssen und Troeltsch oder die römisch-katholischen Luther-Deutungen von Denifle und Grisar. Der Tenor der Kritik warf Barge vor, die Bedeutung Luthers zu unterschätzen und damit ein verzerrtes Bild der frühen Reformation zu bieten.

In Keßlers gut zu lesender forschungsgeschichtlicher Studie erhält man exemplarisch vorgeführt, welcher Wandelbarkeit wissenschaftliche Beurteilungen historischer Personen unterliegen. Endgültig bleibenden Urteilen kann man bestenfalls immer nur näher

kommen – auch durch die kontroverse, um weitere Korrekturen bemühte Auseinandersetzung um rekonstruierte Bilder von historischen Personen und Geschehnissen. Das macht wissenschaftlich-historisches Arbeiten spannend. In diesem Sinne, auch wenn diese wohl noch etwas auf sich warten lassen wird, aber der Fortschritt der Karlstadt-Edition wird diese entscheidend fördern: Freuen wir uns auf die große Karlstadt-Biographie, die endlich Barges Werk als Referenz ablösen und neue, auch wieder kontrovers zu behandelnde Erkenntnisse bieten wird. [2049]

*Wolfgang Huber*

### 1.2. Bis 1806 (Nr. 2050–2063)

Leppin: Transformationen [Theologie und Frömmigkeit zwischen Spätmittelalter und Reformation] (Hohenberger) (Nr. 2050). – Schilling: 1517 (Wolf) (Nr. 2051). – Kaufmann: Luthers Schrift „An den Adel deutscher Nation“ (Huber) (Nr. 2052). – Schwarz: Martin Luther – Lehrer der christlichen Religion (Huber) (Nr. 2053). – Müntzer: Kritische Gesamtausgabe, Band 1: Schriften (Simon) (Nr. 2054). – Osiander: Est-il vrai ... [Französische Edition des Gutachtens zur Blutbeschuldigung der Juden], hg. von Annie Noblesse-Rocher und Matthias Morgenstern] (Töllner) (Nr. 2055). – Kaufmann: Erlöste und Verdammte. Eine Geschichte der Reformation (Huber) (Nr. 2056). – Leppin: Reformatorische Gestaltungen [Theologie und Kirchenpolitik] (Huber) (Nr. 2057). – Seyfridt: Almanach für die Jahre 1544 und 1545 (Keller) (Nr. 2058). – Sibenburger: Almanach und Practica für das Jahr 1541 (Keller) (Nr. 2059). – Frank / Leppin (Hg.): Die Reformation und ihr Mittelalter (Keller) (Nr. 2060). – Michel: Die Kanonisierung der Werke Martin Luthers im 16. Jahrhundert (Keller) (Nr. 2061). – Brockmann: Konfessionalisierungsparadigma (Keller) (Nr. 2062). – Schubert: Ludwig Camerarius (Gößner) (Nr. 2063).

LEPPIN, VOLKER: Transformationen. Studien zu den Wandlungsprozessen in Theologie und Frömmigkeit zwischen Spätmittelalter und Reformation. – Tübingen: Mohr Siebeck, 2015 (= Spätmittelalter, Humanismus, Reformation / SLMAHR 86). – XV + 559 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-16-152820-0.

„Wie reformatorisch war die Reformation?“ fragt Volker Leppin in seinem einleitenden Kapitel und schlägt damit sofort

die Kernthese seiner konzeptionellen Reformationstheorie an, wonach die Reformation weitaus weniger revolutionär in Erscheinung getreten sei, sondern ihr Gepräge vielmehr im allmählichen Wandel der Transformation von Theologie und Frömmigkeit spätmittelalterlicher Reformansätze erfahren habe. „Transformationen“ ist daher nicht nur der Titel dieser Aufsatzsammlung, sondern zugleich der Leitbegriff für eine neue Sicht der Reformation als Ergebnis von Wandlungsprozessen, die das

Spätmittelalter in hochkomplexer Veränderungsdynamik mit kontinuierlicher Weiterentwicklung zur Frühen Neuzeit umgestaltet hat. Überspitzt formuliert erscheint dabei die Reformation als Spielart spätscholastischer Reformtheologie. Nicht der Umbruch, die Systemveränderung, der Neuanfang reformatorischen Denkens bestimmen das Werk Martin Luthers und bald auch seiner Mitstreiter, sondern – Leppins Auffassung zufolge sehr viel besser verständlich und beschreibbar – ein eher weiches Umgestalten des Vorangehenden in fortwährender Entwicklung. Ablösungen vom bisherigen theologischen Denken, Neubewertungen und Umakzentuierungen theologischer Sachverhalte geschehen dabei stets im Bezugsrahmen anknüpfender Diskursbemühung und niemals im kompromisslos schroffen Gegensatz. Die Reformation wird damit keinesfalls als Abwendung vom Mittelalter verstanden, sondern ganz im Gegenteil dazu als Weiterführung und Ausformung mittelalterlicher Traditionen interpretierbar. Diese neue Sichtweise, die Leppin konsequent durchhält und als Erbe der insbesondere von Heiko A. Oberman angestoßenen Tübinger Forschungsrichtung präsentiert, soll das scharf abgrenzende Epochenverständnis und die metaphorische Wendeterminologie in der Reformationsgeschichtsforschung endgültig überwinden.

Nun ist es ja nicht so, dass die Reformation bisher voraussetzungslos betrachtet wurde. Das späte Mittelalter wurde immer schon in Beziehung gesetzt zum reformatorischen Aufbruch. Nur so können die mittelalterlichen Beharrungskräfte und die reformatorischen Innovationsstrategien fassbar werden, ob sie nun als reformatorische Vorprägungen im Mittelalter oder als mittelalterliche Nachwirkungen im Reformationszeitalter nachgewiesen werden. Natürlich gehen die Veränderungen immer auch mit Kontinuitäten einher. Dieser Banalität stimmt selbstverständlich auch Volker Leppin zu. Neu ist allerdings, dass die Weichzeichnung zum Prinzip erhoben wird.

Berndt Hamm, der jüngst selbst mit der atemberaubenden These hervorgetreten ist, dass die spätmittelalterliche Ablasstheologie im umfassenden Ablass des reformatorischen *sola gratia* gipfelt, beschreibt Leppins Ansatz als legitimes Deutungsmodell, die Reformation im Kontext des Spätmittelalters zu sehen, sozusagen als „spätmittelalterliches Ereignis“, bei dem es um einen langfristigen und allmählichen Wandel der „religiösen Sinnformationen“ geht (vgl. Ablass und Reformation. Erstaunliche Kohärenzen, Tübingen 2016, S. 11; vgl. Besprechung ZBKG 2016, Nr. 2013). Den Begriff der Transformation versteht Leppin dabei als Evolutionsgeschehen, das bruchlos und emergent die progressiven Kräfte des Mittelalters den neuen Zeitbedingungen und Zeiterfordernissen anpasst. Allen Begrifflichkeiten der Zäsur und den Vorstellungen eines Hiats in der Reformationsgeschichte steht dieser transformative Ansatz ablehnend gegenüber.

In seinem vorliegenden Werk, einem Sammelband eigener Forschungen aus den Jahren 1999 bis 2015, führt Leppin aus, wie er diese Theorie der Reformation gewonnen hat. Von den 28 Beiträgen, die er unter die Stichworte „Einleitendes“, „Spätes Mittelalter“, „Reformation“ und „Rezeption“ fasst, sind nur vier Beiträge bislang unveröffentlicht geblieben bzw. eigens für die Theoriebildung in der Darstellung des Reformationsgeschehens verfasst worden. Neben der Frage nach dem Reformatorischen in der Reformation geht Leppin in der grundlegenden Verständigung über seinen Forschungsgegenstand den religiösen Transformationen im alten Europa als historischer Ortsbestimmung der Reformation allgemein nach und versucht dann speziell die Wittenberger Reformation diesem Wandlungsprozess einzuzeichnen.

Die zehn Beiträge über das späte Mittelalter bringen detaillierte Quelleninterpretationen, die Leppin als sich weiter entwickelnde Kontinuitätslinien zur Wittenberger Reformation verstanden haben möchte. Bisher noch nicht an anderer Stelle publiziert

sind dabei die Abschnitte über die Katechismen im späten Mittelalter und die Deutung der Sakramente bei Heinrich von Langenstein. Es begegnen in den historischen Rückbezügen wohlvertraute Namen, die für die wissenschaftliche Positionierung Luthers als dessen mittelalterliche Gewährsleute gut bekannt sind, wie Meister Eckhart, Wilhelm von Ockham, Johannes Tauler und Nikolaus von Kues. Aber auch strukturelle Entwicklungslinien oder Impuls gebende kirchengeschichtliche Ereignisse werden ausgewertet, wie die Folgen der Pariser Lehrverurteilung von 1277 für das Selbstverständnis der scholastischen Theologie, die Vergewärtigung des Heiligen als Repräsentationsfrömmigkeit des späten Mittelalters, die Infragestellung der rituellen Vollzüge der sakramentalen Heilsvermittlung oder der Fälschungsnachweis der Konstantinischen Schenkung als Mittel der Papstkritik.

Ein leichtes Übergewicht haben die Forschungen zum Bereich der Reformation. 13 Beiträge nehmen insbesondere eine Reihe zentraler Theologumena Luthers in den Blick, die Leppin auf deren Vorformen hin untersucht. Bußtheologie (Luthers erste Ablassthese), Christologie (*Solus Christus*), Sündenlehre, Glaubensauffassung (*Sola fide*), Schriftprinzip (*Sola scriptura*), Gebet (Vaterunserauslegung Luthers), Gotteslehre (*Deus absconditus* und *Deus revelatus*), Antichristverständnis und Ekklesiologie werden mit der spätmittelalterlichen Frömmigkeit oder mit theologischen Entwürfen prägender Lehrmeister in Beziehung gesetzt und deren Einflussnahme auf Luthers Denken konstatiert. Besonders die Mystik kommt dabei als Hintergrund reformatorischer Theologie in den Blick, was Leppin deshalb auch einen eigenen Abschnitt wert ist: „Transformationen spätmittelalterlicher Mystik bei Luther“ (S. 399–417). Auch dem Disputationswesen als Medium der Theologie- und Kirchenreform in der Reformation widmet Leppin ein kurzes eigenes Kapitel (vgl. S. 420–428). Biographisch fassbar wird der Ansatz Leppins am deutlichsten

in der Darstellung von Luthers Beichtvater Johannes *von Staupitz* als einem Geistlichen Begleiter, der dem jungen Mönch und späteren Theologieprofessor „das Licht des Evangeliums angezündet“ habe (vgl. S. 241–259). Zwei Beiträge zur Rezeptiongeschichte runden das Kaleidoskop der Transformationsanalysen ab.

Am Ende ist der Leser herausgefordert, sich selbst ein Urteil zu bilden, ob er dem konzeptionellen Ansatz der Transformation als Theorie des Reformationsgeschehens folgen will oder nicht. Hierzu sei vermerkt, dass die Lektüre des drei Jahre vorher in der gleichen Publikationsreihe erschienenen Werkes von Thomas Kaufmann unter dem Titel „Anfang der Reformation“ (Tübingen 2012 = SHR 67, Tübingen 2012) einen interessanten Gegenentwurf darstellt (wie bei Leppin als „Zwischenbilanz“ bisheriger Forschungsarbeit vorgelegt; vgl. dazu auch meine Rezension in ZBKG 82 [2013]), S. 276–279, Nr. 1845).

Anregend sind die Überlegungen Leppins allemal. Beeindruckend ist auch die Konsequenz, mit der er seine These erörtert und als evident erweisen will. Die ausgewählten Fallstudien sind dabei hilfreich, decken aber bei weitem nicht das Ganze der Reformation und ihrer Entfaltungsräume ab. Über die Gewissensfreiheit, die Geistbegabung oder die Regimentenlehre gibt es beispielsweise keine näheren Ausführungen. Auffallenderweise wird auch der für Luther so entscheidende Rechtfertigungsartikel ausgespart. Mag sein, dass man diesbezüglich ansatzimmanent mittlerweile bei Berndt Hamm, Ablass und Reformation (s. oben) fündig werden kann, doch lassen sich keinesfalls alle reformatorischen Lehrmeinungen als mittelalterliche, scholastische oder spätscholastische Entwicklungen apostrophieren. Leppin beklagt zwar die mediävistische Schwäche in der evangelischen Theologie, doch kann er damit kaum die Fachleute meinen. Der mangelnde Rückgriff auf das Spätmittelalter als Entwicklungshintergrund zur Reformation hängt



vor allem damit zusammen, dass die klaren Abgrenzungen zum System des Mittelalters trotz der deutlichen Kontinuitäten nicht außer Acht gelassen werden dürfen.

Volker Leppin überdehnt seine Konzeption der Transformationen ins Surreale, wenn er auf Biegen und Brechen allein das (Spät-)Mittelalter als Antriebs- und Motivationshintergrund der Reformation verstehen will. Die Abgrenzungsrhetorik und die Wissenschaftskritik Martin Luthers an der scholastischen Theologie lassen eine völlige Harmonisierung theologie- und frömmigkeitsgeschichtlicher Entwicklung zwischen Spätmittelalter und Reformation nicht zu. Demgegenüber ist Luthers Rückgriff auf das Bibelverständnis der Alten Kirche und auf die Kirchenväter der ersten Jahrhunderte viel zu gering veranschlagt. Gerade *Augustin* („De spiritu et littera“) sowie das wörtliche Verständnis des Bibelwortes bringen eine deutliche Kritik der aristotelisch-thomistischen Entwicklung im scholastischen Denken mit sich. In Luthers Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“ aus dem Jahr 1520 (vgl. WA 6, [381] 404–469) wird die deutliche Spannung, die zu den theologischen Entwürfen seiner Zeit bestand, klar benannt und für die Zeitgenossen unübersehbar. Über den „furchtbar wilden Ton“ der Schrift mit ihren Verwerfungen spätmittelalterlicher Theologie beklagt man sich sogar in Luthers Lager. Walther von Loewenich schreibt in seiner Luther-Biographie: „Ohne diese heilige Leidenschaft kann einer vielleicht Professor sein; ein Reformator wird er nicht“ (Martin Luther. Der Mann und das Werk, München <sup>3</sup>1983, S. 157). Die Abgrenzung, die Diskontinuität, der Bruch gehört zur Reformation als Notwendigkeit ihrer Geschichtswirksamkeit.

An vielen Stellen ließe sich die Abwendung vom bisherigen Lehrkonsens und den spätmittelalterlichen Auslegungstraditionen des Wortes Gottes zeigen. Dennoch wollte Luther ja niemals eine so tiefgreifende Abkehr vom Bisherigen vollziehen, dass er eine

neue Kirche gegründet hätte. Bei der mit seinem Namen verbundenen Reformation ging es vielmehr immer darum, die in die Kirche eingedrungenen Missbräuche zu beseitigen und auf die Grundlagen der wahren, alten, katholischen Kirche zurückzukehren. Das wiederum war aber ohne Bruchlinien zum spätmittelalterlichen Theologie- und Kirchensystem nicht möglich. Die Kontinuitätslinien umgreifen oder überspringen vielmehr das Spätmittelalter und reichen in die Zeit der Bibel, insbesondere des Neuen Testaments als Urkunde des christlichen Glaubens zurück. Die Bibelübersetzung macht diese Kontinuität und Unmittelbarkeit zur Heiligen Schrift offensichtlich. Luther kehrt zum Wortsinn der Bibel zurück, zum Christussinn. Hier knüpft er an und führt die Kontinuität der wahren Christenheit fort. Die Scholastik mit ihrem vierfachen Schriftsinn aber verwirft er und lässt ihre theologischen Argumente nicht mehr gelten. Aufnahme und Fortführung spätmittelalterlicher Theologie ergibt sich für Luther nur dort, wo das biblische Zeugnis im wörtlichen Verständnis bewahrt worden ist. So kann dann auch die Mystik oder der Nominalismus eines William Ockham reformatorisch verarbeitet werden. Nicht die Entwicklung theologischer Systeme im Sinne eines Wissenschaftsfortschrittes, wie das heutzutage in der Theologie geschieht, steht im Fokus des Reformationsgeschehens, sondern die unbedingte Orientierung an der Theologie der Bibel.

Diese Reformationstheorie hat jüngst Reinhard Schwarz herausgearbeitet, der die Reformation konsequent als Bibelbewegung charakterisiert (Martin Luther. Lehrer der christlichen Religion, Tübingen <sup>2</sup>2016). Evangeliumstreue und Christusglaube bilden die Brückenköpfe zur unverfälschten Interpretation der Bibel als Wort Gottes. An prominenter Stelle der Reformationsgeschichte, auf dem Reichstag zu Worms 1521 forderte Luther dies auch als Kriterium in der Beurteilung seiner Lehre ein und verlangte eine Widerlegung seiner Position

mit Schriftgründen. Obendrein entdeckte Luther häufig erst im Nachhinein, dass vor ihm andere sich schon genauso wie er an der Bibel orientierten und damit eine der Reformation verwandte Lehre entwarfen (so etwa Jan Hus oder John Wycliff).

Leppins programmatisches Buch ist insgesamt eine sehr anregende Lektüre, das viele interessante Detailinformationen liefert, die zum Geschichtsverständnis der Reformation Wesentliches beitragen. Doch so faszinierend das vorgelegte Erklärungsmodell für die Entstehung der Reformation auch sein mag, so problematisch stellt es sich auch wieder dar, wenn die historische Begründung der Konfessionalisierung namhaft zu machen ist. Die gleichen Quellen lassen unterschiedliche Interpretationen zu, so dass die Ausschließlichkeit eines Deutungsmodells nicht sinnvoll erscheint. Die absolut gebrauchte sowie alles erklärende Transformations-Hypothese erweist sich meines Erachtens doch nicht als tragfähig genug, um die Genese der Reformation in ihrer multiformen, teilweise auch gegensätzlichen Geschichtskontingenz zu erläutern. Sie verkennt nach meiner Einschätzung ganz bewusst das produktiv-korrelierende Zusammenspiel von einander widerstrebenden Phänomenen und Positionen, das im Hinblick auf die Verhältnisbestimmung von Mittelalter und Reformation sowohl Elemente des revolutionären Umbruchs als auch der evolutionären Konvergenz in sich trägt.

[2050]

*Thomas Hohenberger*

SCHILLING, HEINZ: 1517. Weltgeschichte eines Jahres. – München: C.H. Beck, 2017 (1./2. Auflage). – 364 S., geb., 40 Abb., farbige Vorsatz- wie Nachsatzkarte. – ISBN 978-3-406-70069-9.

Nach seiner 2012 (inzwischen in 4. Auflage) erschienenen Biographie „Martin Luther – Rebell in einer Zeit des Umbruchs“ (vgl. Besprechung ZBKG 2014, Nr. 1910)

überrascht der emeritierte Professor für Europäische Geschichte der Frühen Neuzeit an der Humboldt-Universität zu Berlin mit einem Werk, das den Anlass des eigentlichen „Lutherjahres“ in den weiten Bogen eines welthistorischen Kontextes einzeichnet. Entsprechend wohltuend taucht der „Mönch in Wittenberg“ (nach Ausweis des Inhaltsverzeichnisses) ausführlicher erst im letzten Kapitel auf.

Einleitend illustriert Schilling diese Perspektive mit vier historischen Ereignissen: der Geisterschlacht von Bergamo, den mit der Ankunft der Spanier in Yukatan/Mexiko eingetretenen Himmels- und Naturerscheinungen als Vorzeichen einschneidender Veränderungen, der Begegnung einer portugiesischen Delegation in Kanton mit dem Verstoß gegen den „zeremoniellen Erwartungshorizont des Kaiserreichs“ (S. 16) und schließlich Luthers Erlebnis in Stotternheim im Kontrast zu einigen seiner Ablassthesen. Die Gemeinsamkeit aller vier Zeugnisse liegt im „Ausdruck eines religiös-kosmischen Weltbildes“ (S. 17). Prägnant formuliert der Autor sein Anliegen dahingehend, dass „die Lupe der Wittenberger Feldforschung zu ergänzen [ist] durch das Fernrohr, das die welthistorischen Entscheidungen im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit auch anderwärts in Europa und der weiten Welt erkennen lässt“ (S. 18f).

In Kapitel I (S. 26–83) beleuchtet Schilling Ereignisse auf der großen politischen Bühne: Dynastien und frühmoderne Staaten, wobei die europäische Mächtekonstellation von der Konkurrenz zwischen der Krone Frankreichs und der Allianz zwischen den spanischen Königreichen und der habsburgischen Königsdynastie bestimmt war. Zudem verfolgt er den Einfluss der Machtkonzentration im frühmodernen Fürstenstaat auf Gemeinden und Untertanen. Die prekäre Situation von Adel und Bauern auf dem europäischen Festland wird detailliert beschrieben und analysiert. Der Sieg der Osmanen über die Mamluken führte auch zur Kontrolle der traditionellen Handelswege zwischen

Europa und den reichen Gewürzländern des Fernen Ostens. Für die islamische Welt bedeutete dieser Sieg das Ende des in Kairo residierenden arabischen Abbasidenkalifats. Ab 1517 gelang es den Osmanen, in Nordafrika und bis weit ins westlichen Mittelmeer bis 1571 Fuß zu fassen. Auch auf dem Balkan verlief eine Trennungslinie zwischen zwei Weltreichen: den muslimischen Osmanen und dem christlichen der spanisch-deutschen Habsburger. In diesem Kontext nahm das Türkenbild zunehmend eschatologische Züge an. Zu diesem Zeitpunkt rückte auch das Moskowiter Zarenreich ins Blickfeld, das in die Phalanx gegen die Türken eingebunden werden sollte. Siegmund von Herberstein wird mit seinem Bericht über die Reise an den Zarenhof (*Rerum Moscoviticarum Commentarii*) ein Denkmal gesetzt, der auf Generationen hinaus das westeuropäische Russlandbild prägte.

Kapitel II (S. 85–111) umkreist die Friedensproblematik im historischen Umfeld von 1517 – in diesem Jahr erschien die „*Querela pacis*“ des Erasmus von Rotterdam. Die im Italien des 15. Jahrhunderts konkurrierenden Herrschaften (Florenz, Venedig, Mailand, Kirchenstaat und Neapel) sowie das Ringen der Großmächte Spanien, Frankreich und Habsburg um die Vormacht schürten den Unfrieden in Europa. Nachfolgend stellt der Autor die theoretischen Lösungsmodelle zur Gewährleistung des Friedens vor: Machiavelli sieht in seiner Abhandlung „*Il principe*“ Religion als Instrument, das die Herrschenden zur Stabilisierung ihrer Macht einsetzen dürfen. Im Gegensatz zu diesem Machtpolitiker versucht Thomas Morus in seiner „*Utopia*“ die Wirren der europäischen Realpolitik durch eine „*Vision guter und gerechter politischer Ordnung*“ zu heilen (S. 91). Erasmus hebt in seiner „*Querela*“ darauf ab, dass „*Partikularität und Feindschaft*“ durch die Rückbesinnung auf den *populus Christianus* überwunden werden (S. 95). Die Grundidee des Humanisten basierte auf der Überzeugung, dass der

Mensch unter pädagogischer Anleitung das Gute bewerkstelligen könne.

Im Rahmen der europäischen Wirtschaftsdynamik seit der Mitte des 15. Jahrhunderts vergegenwärtigt Schilling Nikolaus Kopernikus als heute kaum bekannten Wirtschaftstheoretiker. In seinem Münztraktat von 1517 hat er die noch heute geltende Erkenntnis formuliert, dass der Geldwert nicht in der Münze selbst liege, sondern ihr vor allem „von den finanziell Handelnden zugemessen“ werde (S. 111).

Kapitel III (S. 112–140) beschäftigt sich mit den großen europäischen Seefahrermissionen, die (von Sevilla und Lissabon aus) in der Neuen Welt Besitz ergriffen haben, und dem damit verbundenen Überseehandel. Von Goa erweiterte die portugiesische Krone den Indienhandel um den Ostasienhandel. Blieb Tomé Pires für Jahrhunderte der einzige portugiesische Gesandte, der vom chinesischen Kaiser empfangen worden ist, so trafen die Spanier 1517 auf Yukatan zu einer ersten Begegnung mit einer amerikanischen Hochkultur. Kenntnisreich und mit eindrücklichen Quellenbelegen schildert Schilling die Eroberungsfeldzüge der Spanier mit der Zwangsbekehrung der Indios. Schilling setzt vor allem Bartolomé de Las Casas ein Denkmal, der sich am spanischen Königshof für eine menschliche Behandlung der Indios einsetzte. Ab 1517 erhielt die spanische Krone durch genuesische Kaufleute einen neuen Globalisierungsschub, als die erste altamerikanische Hochkultur und das sagenumwobene Reich der Mitte ins Blickfeld traten. Das Interesse an den neuentdeckten Ländern und deren Integration erregte die Menschen auf der Iberischen Halbinsel mehr als die „Frage nach dem individuellen Seelenheil“ (S. 143). Anhand des berühmten Rhinoceros-Holzschnittes von Albrecht Dürer (1515) kann Schilling belegen, wie schnell sich exotische Welten in Europa verbreiteten. Der Humanismus wurde durch den Buchdruck beflügelt, der 1517 das Inkunabeln-Alter hinter sich gelassen hatte, während in Italien die

Renaissance einen entscheidenden Impuls durch den Zuzug griechischer Migranten aus Byzanz auf der Flucht vor den Türken erhalten hat. Zeitgleich mit Luther hat sich der Humanist Pietro Bembo um die italienische Volkssprache auf der Basis des Toskanischen gekümmert. Die Fuggersche Grabkapelle in St. Anna zu Augsburg (1517 vollendet) gilt als frühestes und vollkommenstes Zeugnis der Renaissance auf deutschem Boden, während Matthias Grünewald noch nach 1520 in der „Beweinung Christi“ (Aschaffener Stiftskirche) das spätmittelalterliche „memento mori“ Gefühl existentiell zum Ausdruck brachte. An Kaiser Maximilian und Ulrich Hutten demonstriert Schilling die Vertreter „zweier Welten“: der „letzte Ritter“ und zugleich moderner Verwalter steht dem humanistischen Gelehrten und Verfechter einer mittelalterlichen Reichsidee gegenüber. Der Autor versäumt auch nicht, die hochintelligenten Frauen der Renaissance (wie Caritas Pirckheimer, Argula von Grumbach, Isabella d'Este oder Marguerite d'Angoulême) gebührend herauszustellen.

Die „kollektiven Ängste“ (Kapitel V, S. 184–214) orientierten sich an Himmelererscheinungen. Hungersnöten oder Seuchen, die als tiefe Störung im Verhältnis zwischen Mensch und Gott oder als Warnung vor dem bevorstehenden Strafgericht interpretiert worden sind. An den Höllensturzbildern des brabantischen Malers Hieronymus Bosch lässt sich die Bestätigung dieser Sichtweise ablesen. An vielen Orten war der öffentliche Raum von Totentanzszenen beherrscht, die Furcht vor dem plötzlichen Tod war allgegenwärtig, näherhin die Angst, unvorbereitet vor dem richtenden Gott zu stehen. Die in Reformkreisen der Orden verbreitete misogynen Einstellung führte zu einer ausdifferenzierten Hexenlehre. Juden wie Muslime galten als Gefahr für die christliche „Reinheit“. Johannes Reuchlin wird bescheinigt, dass er zwar wie alle christlichen Zeitgenossen den Juden nicht eine gleiche religiöse Wahrheit wie den Christen zugestand, aber deren Weisheit und Frömmigkeit schät-

zen gelernt hat. Der im Oktober 1517 eingeleitete reformatorische Umbruch verblieb in Deutschland „ganz und gar in den eingefahrenen antijüdischen Gleisen“ (S. 210), während der positive Neueinsatz des christlich-jüdischen Dialogs im reformiert-calvinistischen Umfeld geschah.

Kapitel VI (S. 215–257) beschäftigt sich mit dem Papsttum in Rom unter der Herrschaft der Medici, die sich 1517 nicht primär für die Erneuerung der Kirche interessiert haben. Der kunstbeflissene Leo X. verzichtete bewusst auf die überzogenen Machtansprüche seines Vorgängers und konnte nach Erasmus zurecht als Friedenspapst angesprochen werden. Besondere Erwähnung verdient in Schillings Darstellung der mit den neuen päpstlich-französischen Beziehungen verbundene „Kulturtransfer“, mit dem sich die italienische Renaissance in Frankreich ausbreitete. Das 1516 zwischen Leo X. und Franz I. ausgehandelte Konkordat hob die antipäpstliche Pragmatische Sanktion (1438) auf, weil der französische König den universellen Vorrang des Papstes anerkannte und dafür Vorrechte in seiner Nationalkirche erhielt. Beachtlich ist der Hinweis des Autors, dass die Complutensische Bibelübersetzung (Polyglotte), die unter Mitarbeit erfahrener Spezialisten in Spanien entstand, auf reformatorische Reformen hinwies, die wiederum veranlassten, dass Spanien nach 1517 gegenüber der lutherischen Häresie „resistent“ blieb (S. 235).

An Raffaels Tafelbild „Verklärung Christi“ verdeutlicht Schilling die durch den Medici-Papst verkörperte „Synthese von Kunst und Religion“ (S. 248f), während in Wittenberg die Einschätzung heranreifte, der Papst in Rom sei der Antichrist. Die Ruine von Alt-St. Peter konnte in dieser Zeit des Verfalls als Mahnmal für die tiefe Krise gelten, die die Christenheit im 16. Jahrhundert durchlief. Der Ablasshandel hatte bereits im Spätmittelalter an Bedeutung verloren, bot jedoch als „Finanzierungsinstrument“ (S. 252) dem einzelnen Christenmenschen die Möglichkeit, an der Errichtung

des wichtigsten Sakralbaus der Christenheit teilzunehmen. Schilling unterscheidet am Ende dieses Kapitels zwischen der „philosophisch-gedanklich sorgfältig durchdeklinierten Religion“ der Renaissance und der von Luther in Wittenberg wiederbelebten „existenziellen Religiosität“ (S. 256).

Das letzte Kapitel (S. 258–289) fokussiert auf den religiösen Aufbruch, der sich 1517 in Wittenberg an den „Grenzen der Zivilisation“ einstellte. Das Geheimnis von Ursprung und Wirkung der im Oktober 1517 auf den Weg gebrachten Reformbewegung verortet Schilling in der Spannung zwischen Provinzialität und Individualität einerseits und Universalität wie Gültigkeit für die Menschheit andererseits. Unabhängig von der Frage, ob der Thesenanschlag am 31. Oktober 1517 so stattgefunden hat, unterstreicht Schilling, dass die Kirchenkritik Luthers von auswärtigen Drucken ausgegangen sei. Die rasche Verbreitung von Luthers Schriften machte die päpstlichen Bannsprüche wirkungslos, weil es Rom „mit dem ersten großen Medienereignis der Weltgeschichte“ (S. 283) zu tun hatte. Entscheidend für Luthers Erfolg war jedoch nicht seine Ablasskritik, auch nicht sein Antipapalismus, sondern der Trost aus der Botschaft der Rechtfertigung durch den Glauben.

In seinem Epilog („1517 – Ein Wunderjahr als Auftakt der Neuzeit?“, S. 290–309) bündelt Schilling seine in den vorangegangenen Kapiteln gewonnenen Erkenntnisse und kulturgeschichtlichen Zusammenhänge, indem er die Fremdheit wie Vertrautheit der historischen Vergangenheit zur Gegenwart kontrastiert. Er resümiert, dass die Reformation „nicht das Ende der magisch-kosmologischen Weltdeutung“ (S. 298) brachte und Luther wie seine Anhänger „Lichtjahre“ von der Aufklärung entfernt waren. Und trotzdem ist der 31. Oktober 1517 kein nachgeordnetes Datum, weil die fundamentalen Veränderungen in Theologie, Kultur, Staat und Gesellschaft „auch in globalgeschichtlicher Perspektive ihren universalhistorischen Rang“ (S. 308) behalten.

Ein sorgfältiger Anmerkungsteil (S. 313–332), ein Quellen- wie Literaturverzeichnis und ein Personenregister beschließen diese beachtliche Darstellung. Besonders hervorzuheben ist, dass der Historiker den perspektivischen Blick von ganz weit draußen in allen Kapiteln mit überraschenden Einblicken und kulturhistorischen Verknüpfungen konsequent auf das Entscheidungsjahr 1517 zurücklenkt und damit zu teilweise erstaunlichen Schlussfolgerungen gelangt. Man wünscht sich nach der Lektüre einmal mehr derartig angelegte Veröffentlichungen zu anderen historisch bedeutsamen Ereignissen und Daten!

[2051]

*Gerhard Philipp Wolf*

**KAUFMANN, THOMAS:** An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. – Tübingen: Mohr Siebeck, 2014 (= Kommentare zu Schriften Luthers 3). – XV+ 559 S., geb., Leinen. – ISBN 978-3-16-152678-7.

Die ‚Adelsschrift‘ gehört neben den anderen ebenfalls im Jahr 1520 erschienenen ‚reformatorischen Hauptschriften‘ – dem Traktat ‚Von der Freiheit eines Christenmenschen‘, dem lateinischen ‚De captivitate babilonica ecclesiae Praeludium‘ sowie dem Sermon ‚Von den guten Werken‘ – zweifellos zu den öffentlichkeitswirksamsten Schriften des Reformators. Luther „schrieb um sein Leben“ in diesem Entscheidungsjahr, wie Kaufmann trefflich bemerkt (S. 4). Der römische Prozess gegen den ungehorsamen Theologen und der verhängte päpstliche Bann zogen reichsrechtlich die Drohung der Todesstrafe gegen den hartnäckigen Ketzer nach sich. Und Luther wehrte sich, indem er sich publizistisch an die breite Öffentlichkeit wandte.

In seinem Vorwort wiederholt Kaufmann die Einschätzung der Adelsschrift, wie er sie in seiner Reformationsgeschichte (2009) schon artikuliert hatte: Sie kann in mancher Hinsicht als die Schrift gelten, über

deren „Abfassung und Publikation“ Luther „jener ‚Reformator‘ geworden ist, mit dessen Wirken die tiefgreifendste Zäsur innerhalb der Geschichte der lateineuropäischen Kirche und einschneidendste Umgestaltung wesentlicher ihrer Ordnungen und Lehren verbunden ist“ (S. V). Die Adelschrift markiert die öffentliche, literarisch dokumentierte Trennung Luthers von der Papstkirche: der „Luther des Spätjahres 1520“ setzte auf sie keine Reformhoffnungen mehr, sondern er wollte nun „die Kirche des römischen ‚Antichristen‘ zerschlagen und die Grundlagen für einen organisatorischen Neubau der ‚Christenheit‘ schaffen“ (S. V). Kaufmann erkennt in Luthers programmatischer Ausarbeitung des Zentralmotivs des ‚Priestertums aller Gläubigen‘ auf der Basis der christlichen Taufe und damit der Aufhebung der für die römische Kirche fundamentalen Unterscheidung von geweihten Klerikern und ungeweihten ‚Laien‘ nichts geringeres als „eine ‚kopernikanische Wende‘ im Verständnis der Christenheit“ (S. 83; vgl. S. 26). Kaufmanns Kritik an der bisherigen Forschung, die der Adelschrift die ihrer epochemachenden Bedeutung angemessene Aufmerksamkeit nicht hat angedeihen lassen, erscheint darum berechtigt.

Die dem Kommentar vorgeschaltete Einleitung (S. 1–46) widmet sich unter Einbeziehung der Forschungsdiskussion zunächst eingehend der Entstehungsgeschichte der Adelschrift. Ihr Erstdruck lag spätestens Anfang August 1520 vor (S. 5). Sehr instruktiv sind Kaufmanns Ausführungen zur Motiv-, Text- und Druckgeschichte der Adelschrift sowie zur Rezeptionsgeschichte. Luther hatte mit ihrer Abfassung im Frühjahr 1520 begonnen und zunächst eine weniger umfangreiche Schrift zu veröffentlichen beabsichtigt. Sie wuchs jedoch mit dem Verlauf der Ereignisse. Kaufmann thematisiert darum auch ihre Einheitlichkeit (S. 27–31), kann allerdings keine problematischen Spannungen, Brüche oder gar Widersprüche in den Aussagen und Intentionen feststellen.

Die Adelschrift baut sich nach einem (fiktiven) Widmungsbrief an Amsdorf und einer sich direkt an Kaiser und Adel wendenden Anrede („Zurüstung zur christlichen militia“) aus drei Hauptteilen auf: Teil A (WA 6,406,21–415,6; Kommentar, S. 70–140) stellt das Bild der drei Mauern vor Augen, die die Romanisten (wie die Stadtbewohner des alttestamentlichen Jericho) gebaut hätten, um den absoluten Machtanspruch des römischen Papstes und der von ihm beherrschten Kirche gegenüber der weltlichen Macht, über die Heilige Schrift und gegenüber dem Konzil zu verteidigen und Reformen abzuwehren. In diesem Teil A führt Luther seine zentrale Lehre vom Priestertum aller Gläubigen aus (WA 6, 407,9–408,35; Kommentar, S. 80–97).

Hauptteil B (WA 6, 415,7–418,3 bzw. 427,29; Kommentar, S. 141–211) behandelt die „Agenda des künftigen Konzils“, das nicht vom römischen Papst und seinen Klerikern, sondern vom „christlichen Adel“ abgehalten und verantwortet werden sollte. Luther kommt dann nicht gleich auf die Reformartikel (Hauptteil C) zu sprechen, sondern schaltet „retardierend“ eine „Digression“ über „Die römischen Praktiken“ dazwischen ein (WA 6, 418,4–427,29; Kommentar, S. 162–211). In ihr versuchte Luther „nachzuweisen, dass ‚die Deutschen‘ (418,5) nicht so beschränkt sind, wie die Italiener meinen und sie die Umtriebe der ‚Römer‘ zum Teil doch durchschauen“ (S. 163).

Der umfangreiche Hauptteil C (WA 6, 427,30–468,27; Kommentar, S. 211–502) führt dann – in der Tradition der ‚Gravamina‘ der deutschen Reichsstände gegen die römische Kirche – 27 Reformartikel an, die um der Besserung des christlichen Standes willen konkret „von weltlicher Gewalt oder gemeinem Concilio“ ins Werk gesetzt werden sollten. Sie zielen, theologisch und historisch begründet, im Kern auf die Befreiung der Kirche von der Herrschaft des Papstes und eine der Heiligen Schrift entsprechende Neuorganisation.

Den „Abschluss“ der Adelschrift (WA 6, 468,28–469,19; Kommentar, S. 503–509) bildet ein Passus, in dem Luther noch einmal „über seine Absichten im Horizont der bisherigen Auseinandersetzungen und bevorstehenden Konflikte mit den römischen Gegnern“ reflektiert (S. 503). Seine Verurteilung erscheint ihm als Bestätigung der Wahrheit seiner Lehre. Luther schließt mit einem Gebet, dass Gott allen „Christlichen vorstand“ (Kaufmann, S. 509, erklärt prägnant: „Erkenntnis der Glaubenswahrheit für alle“) gebe und dem christlichen Adel auch „rechtenn geystlichen mut/ der armen kirchen das beste zuthun“ (WA 6, 469,16f; Kommentar S. 507). Wen meinte Luther mit „dem christlichen Adel“? Kaufmann nennt, Luther zitierend, als konkretere Adressaten: Kaiser (König), Reichsfürsten, Adel, Städte, Stifte (S. 17). Luther hatte aber, nachdem er von der römischen Kirche nichts mehr erwartete, alle im Blick, die öffentliche Verantwortung trugen – von den „Gemeinden“ bis zum „Konzil“, also einen Adressatenkreis weit über „den Adel“ hinaus.

Auf über 450 Seiten (S. 49–509) bietet Kaufmann eine dem vollständigen Text der Adelschrift entlang gehende intensive Kommentierung. Zu diesem Zweck hat er den Text in Abschnitte von durchschnittlich 10 bis 20 Zeilen kleinteilig nach Sinneinheiten zerlegt. Diese Textabschnitte werden im kursiven Petitsatz auf der Grundlage der Weimarer Ausgabe (WA 6, 404–469) nacheinander abgedruckt. Dazwischen wird dann der dazugehörige, fast immer mehrseitige Kommentarblock eingeschoben. Die Seiten- und Zeilenangaben der zugrundegelegten Edition (WA 6, 404–469) finden sich zur leichteren Orientierung immer in der Kopfzeile der rechten Seite. Die linke Kopfzeile bietet die jeweilige Überschrift des gerade kommentierten größeren Gliederungspunktes. Von der Anlage her präsentiert sich so das ganze Werk wie ein Kommentar zu einer biblischen Schrift.

Einen solchen Durchgang kann man nicht in einem Durchgang lesen. Man muss

immer wieder zum mitabgedruckten „originalen“ Text der Adelschrift springen und dann wieder zum erklärenden Kommentar. Das geht gut, weil die Zeilenzählung der WA gekennzeichnet ist und eine genaue Orientierung ermöglicht. Dass freilich der Kommentarteil bewusst ohne Fußnoten eingerichtet wurde, die notwendigen Belege und Nachweise darum innerhalb des fließenden Textes in Klammern untergebracht wurden, das macht das Lesen recht unbequem. Bei einem so Fußnoten-freudigen Autor wie Kaufmann wirkt diese Gestaltungsentscheidung missglückt. Denn die Mühe des Studiums dieses Kommentars lohnt sich: Jeder Begriff, jeder Sachverhalt wird historisch-theologisch erklärt – eben auch mit Literaturhinweisen. Der frühneuhochdeutsche Text wird sprachlich erschlossen, die rhetorischen Mittel Luthers werden benannt, die Aussageintentionen markiert und im Zusammenhang hervorgehoben. Dieser Kommentar erschließt Luthers Adelschrift in der ganzen Fülle ihrer Argumente und der im Hintergrund stehenden Sachverhalte und erkennbaren Anspielungen.

Allen an Luthers Adelschrift Interessierten sei zu diesem Kommentar geraten. Vielleicht wird eine Neuauflage mit Fußnoten im Kommentarteil auch vom Anschaffungspreis her günstiger. Das sind so ziemlich die einzigen Desiderata gegenüber diesem herausragenden Werk der historischen Luther-Forschung. [2052]

*Wolfgang Huber*

SCHWARZ, REINHARD: Martin Luther – Lehrer der christlichen Religion. – Tübingen: Mohr Siebeck, 2015. – IX + 544 S., fadengeheftete Broschur. – ISBN 978-3-16-151880-5.

Luther als Religionslehrer? Ja, tatsächlich, aber natürlich nicht für die Schule, sondern für das Leben! Bei diesem Buch handelt es sich um die von dem emeritierten Münchner Kirchenhistoriker und wohl besten

Luther-Kenner unserer Zeit erhoffte große Darstellung der Theologie des Wittenberger Reformators. Reinhard Schwarz bevorzugt den Begriff Religion im Sinne von gelebten Glauben, weil er eben auch den Erfahrungs- und Praxisbezug einschließt. Die Verwendung überrascht gleichwohl, kommt doch das Wort ‚religio‘ bei Luther nur marginal vor (vgl. Luther-Lexikon, S. 600) und zwar häufig synonym mit ‚fides‘ oder ‚pietas‘. Das am Vorabend des Reformationsjubiläums erschienene *opus summum* jahrzehntelanger sorgfältigster Luther-Forschungsarbeit war vorbereitet worden durch den zuerst im Jahr 1986 als Handbuch-Einzelbeitrag veröffentlichten kompakten werkbiographischen Band ‚Luther‘ (2014 in vierter Auflage bei UTB) und den Lexikon-Artikel [Luther, Martin, II.] ‚Theologie‘ in RGG, 4. Auflage (Band 5, 2002, Sp. 572–588). Letzterer bildet erkennbar – so das Vorwort – den „Entwurf“ für die Ausarbeitung in dieser Veröffentlichung. Sie baut sich insgesamt aus neun größeren Kapiteln auf.

Zuerst gibt Schwarz Rechenschaft über seinen „methodischen Ansatz“, mit dem er „Luthers Theologie der christlichen Religion“ erfasst und dessen Denkbewegungen – und eben nicht einem vorgefassten System wie den „Locī“ – folgend, strukturiert entfaltet. Anders als etwa Köstlin oder zuletzt Bernhard Lohse (1995), die vor ihrer systematischen Darstellung eigens auch deren historische Genese in den Blick nahmen, geht Schwarz von der Feststellung aus, dass sich seit 1521/22 „Luthers Theologie, das heißt sein Grundverständnis der christlichen Religion, in so großer Geschlossenheit“ präsentiert, dass sogar „einige spätere Akzentverschiebungen an Gewicht verlieren, sobald man das Ganze dieser Theologie ins Auge fasst“ (S. 24). Bei seiner reich aus den Quellen schöpfenden (und diese in den Anmerkungen sorgfältig dokumentierenden) Luther-Interpretation sieht Schwarz darum auch kaum die Notwendigkeit, auf den historischen Kontext der von ihm ausgewerteten Luther-Stellen einzugehen. Durch das

ganze Werk hindurch erscheint so bei aller inneren dynamischen Lebendigkeit Luthers Theologie eigentümlich zeitlos – auch wenn, wie die knappen Hinweise in den Ausführungen oder den Anmerkungen zeigen, die jeweiligen historischen Aussageintentionen mit im Blick sind.

Das zweite Kapitel thematisiert „Die heilige Schrift im reformatorischen Grundverständnis der christlichen Religion“. Dabei geht Schwarz im Rahmen seiner Behandlung der messianischen Verheißungen des Alten Testaments auch ein auf Luthers Stellungen zu den Juden, „die in seinen späten Jahren sich in einer fatalen Weise polemisch verhärteten“ (S. 63). Ja, Schwarz plädiert dafür, Luthers „üble“ und „exzessive“ Polemik gegen die Juden (oder auch gegen den römischen Widerpart) beiseitezulassen, wenn seine „affirmative Unterweisung in der christlichen Religion erfaßt werden soll“ (S. 72). Schwarz unterzieht Luther also einer Kritik von Luthers Sache selber her, was im Rahmen einer Rekonstruktion der ‚Theologie Luthers‘ vertretbar ist, aber natürlich nicht – das ist dem Verfasser wohl bewusst – als ausreichend kritische historische Beurteilung gelten kann.

Das dritte Kapitel „Die christliche Religion in ihren elementaren Relationen“, wendet sich dem zu, was Schwarz schon thematisch im Vorwort als zentral hervorgehoben hat: „Das Evangelium des Jesus Christus und der Glaube“. Es geht von Jesus Christus als „Heilsgabe und Lebensexempel“ aus und handelt vom „Christ-Sein in Glaube und Nächstenliebe“, das sich insbesondere „unter dem Kreuz“ bewährt. Erst im folgenden vierten Kapitel kommt „Der Mensch in geschöpflicher Verantwortung vor Gott und den Menschen“ zur Darstellung. Schwarz entfaltet Luthers Auffassung des Gesetzes „als einer umfassenden Kategorie menschlichen Lebens“ (S. 107), Luthers Sicht der „Verantwortung des Menschen in den drei Feldern des sozialen Lebens“ (den sog. drei „Ständen“) und seine „Unterscheidung von



zwei Reichen oder Regimenten“ sowie den „zweifachen Gebrauch von Gottes Gesetz“.

Das fünfte Kapitel „Die Befreiung des Menschen vom Unheil zum Heil durch das Evangelium“ erklärt „Luthers strukturierte Rede“ darüber, ausgehend von Lucas Cranachs bekanntem, wohl aus dem Jahr 1529 stammenden Holzschnitt. Besonders bemerkenswert – auch zur Einschätzung von Luthers Paulus-Verständnis – erscheint dem Rezensenten die Darstellung seiner Auffassung von der „unheilvollen Macht des Gesetzes“. An diese Ausführungen zu Luthers Soteriologie schließt das sechste Kapitel an: „Jesus Christus in seinem Dienst zum Heil der Menschen“, wo gleich zu Beginn festgehalten wird: „Die Einheit von Person und Amt des Jesus Christus ist die Achse, um die sich Luthers Christologie dreht.“ (S. 263) Dann stellt Schwarz Luthers Sicht vom doppelten Amt Christi als messianischer Priester und König, die Rede von Christus als wahren Menschen und wahren Gott und den „christlichen Glauben an den dreieinigen Gott“ dar.

Die Kapitel 7 und 8 behandeln „Die Lebensmacht des christlichen Glaubens“ und darauf auch sachlich folgend „Die christliche Ethik der Nächstenliebe“. Das Kapitel „Die christliche Kirche mit ihrem Auftrag“ bildet den Schluss des Werkes, wo von ihrer geistlichen Qualität, ihrer damit verbundenen notwendigen äußerlichen, leiblichen Gestalt und den in ihr institutionalisierten Diensten die Rede ist. Die eine Kirche mit Christus als ihrem Haupt und Bräutigam weist jenseits ihrer historisch gewachsenen verschiedenen konkreten Erscheinungsformen und trotz aller Fehlentwicklungen Kennzeichen (*notae*) auf, an denen sie zu identifizieren ist. So kann Luther daran festhalten, dass die sich am biblisch-apostolischen Evangelium ausrichtende reformatorische Kirche „die rechte alte Kirche“ ist und zugleich auch in den östlichen oder in der römisch-katholischen Kirche trotz der Herrschaft des Papstes rechtes Christsein anzutreffen ist. Die Kirche Christi findet

sich nach Luthers Überzeugung überall da, wo eben das apostolische Evangelium verkündigt und aus der Taufe heraus danach gelebt wird. Schwarz behandelt hier auch Luthers Lehre von der „geistlichen Vollmacht des allgemeinen Priestertums“ sowie „Das öffentliche Amt mit seinen Diensten“ (darin das ‚Amt der Schlüssel‘) und dann die Sakramente Taufe und Abendmahl.

Man mag es bedauern, dass das Buch mit diesem Kapitel schließt, gefühlt fast abrupt, so intensiv nimmt es seine Leser bis zuletzt mit hinein in Luthers aus intensivem Bibelstudium gespeiste Denkbewegungen. ‚Die Theologie Martin Luthers‘ von Paul Althaus von 1962 endet immerhin mit dem Kapitel „Die letzten Dinge“. Luthers Vorstellungen vom „Jüngsten Tag“ oder vom christlichen Sterben, sein Verständnis des Segens, des Betens, des Gottesdienstes, der Musik – zumal Schwarz auch immer wieder aus Liedstrophen Luthers zitiert –, sein Verständnis der Natur und manch andere Themen hätte man sich in diesem Buch ausführlicher behandeln wünschen können. Freilich finden sich in den verschiedenen Kapiteln Elemente davon, allerdings verstreut. Und: es fehlt leider ein Sachregister, das dieses Buch mit seinen unverbraucht-faszinierenden Lutherzitate und seinen subtil-differenzierenden Darlegungen zu einem rechten Nachschlagewerk und auch noch mehr zu einer Fundgrube machen würde. Immerhin bietet es „Register der Personen und sonstigen Autoritäten“ sowie der „zitierten Luther-Texte“.

Dieses beeindruckende Werk rückt seinen Autor in die erste Reihe der bedeutendsten Interpreten einer ‚Theologie Luthers‘, die durch Namen markiert wird wie Julius Köstlin, Theodosius Harnack, Karl Holl, Paul Althaus oder Gerhard Ebeling. [2053]

*Wolfgang Huber*

MÜNTZER, THOMAS: Schriften, Manuskripte und Notizen, hg. von Armin Kohnle und Eike Wolgast unter Mitarbeit von Vasily Arslanov, Alexander Bartmuß und Christine Hauschild (= Thomas-Müntzer-Ausgabe. Kritische Gesamtausgabe im Auftrag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, hg. von Helmar Junghans † und Armin Kohnle, Band 1 = Quellen und Forschungen zur Sächsischen Geschichte 25/I). – Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt (in Kommission), 2017. – XXVI + 546 S., 138 Notenabb. geb., Festeinband. – ISBN 978-3-374-02202-1.

Der Abschluss einer großen und anspruchsvollen wissenschaftlichen Werkedition ist sowohl für Herausgeber und Bearbeiter als auch für Leser und Benutzer ein Grund zur Freude. Diese dürfte umso tiefer empfunden werden, wenn, wie im vorliegenden Fall, die Anfänge dieser Arbeit über dreißig Jahre zurückliegen. Die 1968 erschienene Müntzer-Ausgabe von Günther Franz konnte den aktuellen wissenschaftlichen Bedürfnissen seit langem nicht mehr genügen, was für den bereits 1931 durch Heinrich Böhmer und Paul Kirn edierten Müntzer-Briefwechsel und die Werkausgabe von Otto Hermann Brandt aus dem Jahr 1933 ebenso zutrif. Nach ersten Gesprächen 1984 in Heidelberg wurde eine Ost-West-Arbeitsteilung vereinbart: Siegfried Bräuer und Manfred Kobuch sollten in Leipzig für den Briefwechsel zuständig sein, Gottfried Seebaß und Eike Wolgast in Heidelberg für die Schriften, für die Quellen Wieland Held und Siegfried Hoyer in Leipzig. Zwar lag 1988 ein Manuskript für Band 3 vor, wurde aber zunächst nicht veröffentlicht. „Mit der deutschen Einheit verlor die Müntzer-Thematik ihre politische Brisanz und damit zunächst auch an Interesse.“ (S. VII) Akademische Verpflichtungen und Todesfälle im Herausgeber- und Bearbeiterteam verzögerten den Fortgang der Arbeiten zusätzlich. Nachdem im Auftrag der Sächsischen

Akademie der Wissenschaften zu Leipzig Helmar Junghans die wissenschaftliche Gesamtverantwortung übernommen hatte, konnte 2004 zunächst Band 3 (Quellen zu Thomas Müntzer) und 2010 Band 2 (Briefwechsel) erscheinen (vgl. die Besprechungen in ZBKG 82, 2013, Nr. 1847 und 1848).

Für den nun erschienenen Band 1 der Gesamtausgabe (der bis vor kurzem unter dem Titel „Schriften und Fragmente“ angekündigt war) hat man sich zu einem, wieder sehr zeitaufwändigen, editorischen Neuanfang entschlossen. Die Texte werden jetzt buchstabengetreu und ohne „Modernisierung des Lautbestandes, der Orthographie und der Interpunktion“ (S. X) wiedergegeben, was die Lesbarkeit nicht erleichtert. Abkürzungen sind aufgelöst. Dass bei „u/v“ am Wortanfang konsequent „v“ und in der Wortmitte „u“ gedruckt wird, führt zumal in lateinischen Texten zu ungewohnten Schriftbildern: „vnde“ und „clauem“ (S. 437,30), „viui“ (S. 437,14), aber „ut“ (S. 437,4).

„Eckige Klammern dienen generell zur Kennzeichnung von Einfügungen der Herausgeber. Abkürzungen werden in halben eckigen Klammern aufgelöst ...“ (S. X). Durch die zahlreichen Ergänzungen und Erläuterungen entsteht in Teilen ein etwas unübersichtliches Druckbild: „[75] Simile est regnu<sub>L</sub>m<sub>j</sub> celoru<sub>L</sub>m<sub>j</sub> h<sub>L</sub>omi<sub>n</sub>i<sub>n</sub>i R<sub>L</sub>egi q[ui] v[oluit] ra<sub>L</sub>tion<sub>e</sub>L<sub>m</sub>j p[onere] cu<sub>L</sub>m<sub>j</sub> seruis suis[.] Summa totius euangeli p<sub>L</sub>resentis est[.] quam in or<sub>L</sub>ati<sub>o</sub>L<sub>n</sub>e d<sub>L</sub>omin<sub>i</sub>ca habes[.]“ (Anfang von Nr. 15, S. 446,1-3).

Innerhalb der an charaktervollen Individuen und Persönlichkeiten nicht eben kleinen Schar von Theologen des 16. Jahrhunderts nimmt Thomas Müntzer (1489–1525) trotz seines kurzen Lebens eine besondere Rolle ein. Die Aufmerksamkeit, die er durch Leben und Wirken erzielen konnte, erscheint, wollte man sie nur an seinen Werken messen, gewaltig. Abgesehen von dem bereits in Band 2 als Nr. 59 edierten ‚Sendbrief an seine lieben Brüder zu Stolberg, unfüglichen Aufruhr zu meiden‘, Müntzers erster Druckschrift vom 18. Juli 1523, kön-

nen ihm lediglich acht Drucke in kleinen Auflagen (Abteilung I. Schriften) zugeordnet werden, deren erster 1523, alle weiteren 1524 erschienen sind (wenn auch zum Teil im Manuskript schon 1523 beendet). Es handelt sich dabei um wenige Textgruppen: Drei liturgische Texte: ‚Deutsches Kirchenamt‘ (Nr. 1), ‚Ordnung und Berechnung des Deutschen Amtes zu Allstedt‘ (Nr. 2) und die von Müntzer selbst in Allstedt gedruckte ‚Deutsche Evangelische Messe‘ (Nr. 3); zwei Darlegungen von Müntzers Glaubensauffassung, die Luther eingefordert und Georg Spalatin in einem Fragenkatalog angemahnt hatte: ‚Protestation oder Entbietung‘ (Nr. 4) und ‚Von dem gedichteten Glauben‘ (Nr. 5); zwei Predigten: die sog. ‚Fürstenpredigt‘ zu Daniel Kap. 2 (Nr. 6) und die ‚Ausgedrückte Entblößung des falschen Glaubens‘ zu Lukas Kap. 1, mit einer kürzeren, parallel abgedruckten, handschriftlichen Fassung ‚Gezeugnis‘ (Nr. 7); und als Gegenschrift zu Luthers ‚Ein Brief an die Fürsten zu Sachsen von dem aufrührerischen Geist‘ die Antwort Müntzers, in Nürnberg von Hieronymus Hölzel gedruckt, ‚Hochverursachte Schutzrede‘ (Nr. 8). Bei den Abteilungen II und IV wurde mangels hinreichender Anhaltspunkte auf eine chronologische Reihung verzichtet.

Alle übrigen Zeugnisse Müntzers (neben den in Band 2 edierten Briefen) sind in Abteilung II zusammengestellte, teils umfangreiche und in mehreren Varianten vorliegende ‚Manuskripte und Niederschriften‘, unter denen dem sog. ‚Prager Sendbrief‘ (oder ‚Prager Manifest‘) vom November 1521 besondere Bedeutung zukommt. Abteilung III versammelt Predigten, exegetische und theologische Aufzeichnungen und Notizen, während die davon nicht klar abzugrenzende Abteilung IV ‚Sonstige Aufzeichnungen und Notizen‘ enthält. Dazu gehören z.B. die Mitschrift einer Hieronymus-Vorlesung, Bücherlisten, Notizen zu Rechtsfällen und antikem Mythos. Schließlich werden als Abteilung V ‚Randglossen‘ zu mystischen Texten sowie zu Cyprian und Tertullian einge-

ediert. Die Abteilungen I bis V des Inhaltsverzeichnisses erscheinen dann aber überraschenderweise im Buch nicht mehr. Dort werden die Texte von Nr. 1 bis 40 ohne Gliederungspunkte durchgezählt.

Gerne hätte man erfahren, wer für die einzelnen Beiträge verantwortlich zeichnet. In manchen Fällen lässt sich dies über die Vorworte ermitteln. So besorgte vor allem Christine Haustein die umfangreichen, mit Noten gesetzten liturgischen Texte (Nr. 1 und Nr. 3), eine aufwändige Arbeit, die schon im 16. Jahrhundert Monate (S. 1), im 21. gar Jahre (S. VIII) in Anspruch nahm. Die einzelnen Texte sind mit bis zu drei Apparaten versehen, welche Textkritik, Marginalien und Sachkommentar enthalten. Hierbei konnten sich die Bearbeiter auf eine Fülle an Sekundärliteratur und Standardwerken stützen, unter denen stellvertretend genannt sei: *Ingo Warnke*, Wörterbuch zu Thomas Müntzers deutschen Schriften und Briefen. Dieses und andere wichtige Werke sind im Abkürzungsverzeichnis der Quellen und Literatur (S. XII – XXIII) aufgeführt, wobei es zu Doppelungen kommt. Den Katalog zur Müntzer-Ausstellung 1989/90 des Museums für Deutsche Geschichte Berlin findet man sowohl unter ‚Ich Thomas Müntzer‘ (S. XVI), als auch, ohne Abkürzung, unter ‚*Thomas Müntzer, eyn knecht gottes ...*‘ (S. XXI).

Unverständlich ist, dass bei der neuen Müntzer-Biographie von Siegfried Bräuer, einem der Hauptinitiatoren und –bearbeiter dieser Gesamtausgabe, und Günter Vogler im Abkürzungsverzeichnis der Quellen und Literatur der Untertitel nicht richtig wiedergegeben wird (‚Gut Ordnung in der Welt machen‘ S. XIII). Es handelt sich dabei um ein Luther(!)-Zitat aus dem Brief an den Mansfeldischen Rat Johann Rühl vom 4. Mai 1525, das im Untertitel des Buches zutreffend lautet: ‚Neu Ordnung machen in der Welt.‘

Obwohl anders als in den Bänden 2 und 3 auf eine deutsche Übersetzung lateinischer Texte in diesem Band verzichtet ist (S. XI),

werden doch zu schwierigen Begriffen Übersetzungsvorschläge gemacht. So werden zu „Marpesia cautes“ (S. 437,15), einem Zitat aus der Aeneis (6,471), zwei Übersetzungsversuche zitiert (S. 437, Anm. 25), die allerdings beide nicht die Intention Vergils treffen, da mit dem Metonym „Marpesia cautes“ der Marmor der Insel Paros gemeint ist.

Ein Gutteil der Wirkung Müntzers dürfte auf seine Sprachgewalt zurückzuführen sein, die in seinen Predigten, in den Zusammenfassungen seiner Glaubensüberzeugungen und auch schon im sog. Prager Sendbrief greifbar wird. Die gewählten Bilder und Vergleiche schöpft Müntzer aus der unmittelbaren Lebenswelt seiner Zuhörer und gibt sich gleichzeitig als genauer Beobachter zu erkennen. Auf diese Weise gelingt es ihm, selbst theologisch komplexe Sachverhalte auf die Erfahrungswelt der Zuhörer und Leser herunter zu brechen und so einen unmittelbaren Zugang und Zustimmung zu den intendierten Einsichten zu ermöglichen. Dafür bietet der Band reiches Anschauungsmaterial. Als Beispiel sei die Kritik an der theologischen Kompetenz und der homiletischen Predigtpraxis der papsttreuen Priester genannt, zunächst wegen der besseren Verständlichkeit in deutscher Paraphrase, sodann in den beiden deutschen Fassungen des Prager Sendbriefs:

*(Die Prediger der Papstkirche) meinen, es genüge, dass das Wort Gottes in den (biblischen) Büchern geschrieben steht und sie es so roh ausspeien wie der Storch seinen Jungen Frösche ins Nest (speit).*

meyne<sub>L</sub>n<sub>J</sub> es sey gnuck, das es yn buch-  
rn sey gscribn, vnde sye es so roch mugen  
raußer speyghen wye der storch dye frösche  
den iu<sub>L</sub>n<sub>J</sub>gen yns nest (*kürzere Fassung A*,  
S. 416,3-5).

Sie sein wie der storch der do in denn  
wisenn vnd Sumpenn die frossche auff  
leseth, dor Nach speiget er sie alzo rohe yns  
nescht zu seinenn Iungenn (*längere Fassung B*,  
S. 423,17-19).

Als besonders erfreulich für den Benutzer sind an der Ausgabe hervorzuheben das

sorgfältig erstellte Bibelstellenregister (die Rückübersetzung des Prager Sendbriefs ins Deutsche wurde dabei nicht berücksichtigt), das Register der Personen- und Ortsnamen, bei den Drucken der Hinweis auf die jeweilige VD 16-Nummer und die entsprechenden Vermerke auf vorhandene Digitalisate der Originaldrucke.

Eine anspruchsvolle Edition dieser Art ist immer eine Gratwanderung und ein Kompromiss zwischen dem vom Nutzer Gewünschten, dem personell und finanziell Leistbaren und dem gesteckten zeitlichen Rahmen. Im selben Maß wie die technische Entwicklung fortschreitet steigen auch die Ansprüche und Wünsche der Benutzer. Damit die umfangreiche und wertvolle Arbeit, die in vielfältiger Weise durchgängig erkennbar ist, möglichst vielen Interessierten zugutekommt, wäre eine digitalisierte Volltextausgabe, wie sie etwa bei der projektierten Karlstadt-Edition von Anfang an geplant ist, ein vielleicht künftig erfüllbarer Wunsch.

Im Ganzen aber liegt schon jetzt mit der neuen dreibändigen Müntzer-Ausgabe ein Werk vor, das auf lange Sicht unverzichtbar sein wird für die Beschäftigung mit diesem Theologen der Reformationszeit, der in seinem Reden wortgewaltig, in seinem Handeln mitreißend und in seinen Glaubensüberzeugungen kompromisslos war und dessen Positionen damals und im Wandel der Zeiten unterschiedlich beurteilt wurden und noch immer kontrovers diskutiert werden. Am Ende des großen, langdauernden Unternehmens, die handschriftlichen und gedruckten Werke Thomas Müntzers, ergänzt durch wichtige Quellen, in einer zeitgemäß wissenschaftlich aufbereiteten Form ungezählten Nutzern zur Verfügung zu stellen, tritt neben die Freude über das gelungene Werk auch der Dank. Er gilt all jenen, die die Idee konzipiert und mit Idealismus, Beharrlichkeit und Sachverstand über Jahrzehnte das Ziel des Abschlusses trotz aller Widrigkeiten und unvorhersehbarer Wendungen nicht aus den Augen verloren haben. [2054]

Gerhard Simon

OSIANDER, ANDREAS: Est-il vrai et crédible que les juifs tuent en secret les enfants chrétiens et utilisent leur sang? Une réfutation des accusations de crime rituel. [Einführung, Übersetzung und Kommentierung von *Annie Noblesse-Rocher* und *Matthias Morgenstern* (französisch)] – Genève: Édition Labor et Fides, 2017. – 112 S., kart. – ISBN 978-2-8309-1635-5.

Da sich viele Veranstaltungen rund um das Reformationsjubiläum besonders auf Martin Luther konzentriert haben, trat das Profil anderer Reformatoren manchmal weniger hervor, als es wünschenswert gewesen wäre. Diese Wahrnehmung gilt insbesondere bei dem Thema ‚Die Reformation und die Juden‘. In etlichen Debatten dominierten wenige Passagen aus Martin Luthers Schriften „Dass Jesus Christus ein geborener Jude sei“ von 1523 und „Von den Juden und ihren Lügen“ von 1543. Dabei ist Luthers Stimme lediglich eine von mehreren – wenn auch zweifellos von exemplarischer und herausgehobener Bedeutung. Insofern ist es äußerst verdienstvoll, dass die Straßburger Kirchenhistorikerin Annie Noblesse-Rocher und der Tübinger Judaist Matthias Morgenstern mit ihrer französischen Neuedition den Blick auf ein bemerkenswertes Gutachten richten, das mit guten Gründen dem Nürnberger Reformator Andreas Osiander zugeschrieben wird. Das Gutachten lautet im frühneuhochdeutschen Original: „Ob es war und glaublich sey, daß die Juden der christen kinder heymlich erwürgen und ir blut gebrauchen. Ein treffenliche schriffte, auff eines yeden urteyl gestelt. Wer menschenblut vergeußt, des blut sol ouch vergoßen werden.“

Der aus dem mittelfränkischen Gunzenhausen stammende Prediger der Nürnberger Lorenzkirche (seit 1522) widerlegt darin ausführlich den Vorwurf, Juden würden aus rituellen Gründen christliche Kinder töten, um an ihr Blut zu kommen. Dabei führte er juristische, theologische, religionsgesetzliche, historische und logische Gründe an, die gegen solche Beschuldigungen sprechen.

Jahrhunderte lang war dieses wohl kurz nach 1529 verfasste Gutachten lediglich in verstümmelter Form bekannt. Denn Osianders früherer Lehrer an der Ingolstädter Universität Johannes Eck verfasste 1541 eine giftige Gegenschrift, in der er sich auf Osianders Argumente bezog und sie zu widerlegen versuchte. Eck reihte darin nicht nur eine Fülle judenfeindlicher Stereotype aneinander, sondern versuchte wortreich, seinen ehemaligen Schüler zu diffamieren. 1893 fand der Historiker und spätere Kieler Rabbiner Moritz Stern ein Exemplar des vor 1540 in Druck gegebenen Gutachtens. Er gab es 1903 neu heraus und machte nach Jahrhunderten den Text endlich vollständig zugänglich. Dieser Druck, der sich heute in Privatbesitz befindet, liegt auch der von Klaus Keyser bearbeiteten Edition des Gutachtens in der Osiander-Gesamtausgabe (Band 7, Gütersloh 1988) zugrunde, die wiederum die Grundlage für diese neue französische Übersetzung lieferte.

Die Edition von Annie Noblesse-Rocher und Matthias Morgenstern bietet eine ausführliche Einleitung und übersichtlich kommentierte Übersetzung des Texts in zeitgenössisches Französisch. Ein Verzeichnis der verwendeten jüdischen und christlichen Quellen sowie deutscher und französischer Sekundärliteratur, der Namen, Orte, biblischen und rabbinischen Belegstellen sowie ein Inhaltsverzeichnis beschließen das Bändchen.

Im Vergleich zur deutschen Edition in der Osiander-Gesamtausgabe ist die judaisische Perspektive in Noblesse-Rochers und Morgensterns französischer Ausgabe wesentlich ausgeprägter und detaillierter. Der intensiverte Blick auf jüdische Quellen und judaisische Fachliteratur erweist sich bei Osianders Gutachten als besonders fruchtbar. Denn er verdeutlicht eindrucksvoll, wie intensiv sich der Nürnberger Reformator mit jüdischer Traditionsliteratur, Gebeten und religionsgesetzlichen Praktiken vertraut gemacht hatte. Bekanntermaßen lernte Osiander 1529 bei dem Schnaittacher Schul-

meister Wölf(f)lein mit Aramäisch die Sprache des Talmud. Daneben ist verbürgt, dass er in Kontakt mit dem jüdischen Humanisten und Philologen Eliahu ben Ascher ha-Levi oder Elias Levita stand, der ebenfalls aus Mittelfranken gebürtig war, aber einen Großteil seines Lebens in Italien verbrachte. Noblesse-Rocher und Morgenstern geben zu bedenken, ob Osiander möglicherweise auch Zugang zur ersten, bei Daniel Bomberg in Venedig zwischen 1520 und 1523 gedruckten Ausgabe des babylonischen Talmud hatte (S. 20).

Neben den eigentlichen Anmerkungen im Text selbst leistet auch der Einleitungsteil (S. 7–36) zur (judaistischen) Einordnung Osianders einen wichtigen Beitrag: Er zeichnet Leben und Profil des Nürnberger Reformators in das Geflecht verschiedener (gelehrter) Diskurse des 16. Jahrhunderts ein. Da er zu Recht als bedeutender Vertreter der sogenannten christlichen Hebraisten gilt, widmet die Einführung diesem Phänomen in ihrer biographischen Skizze Osianders besondere Aufmerksamkeit (S. 11–21). Sie verortet den Nürnberger Reformator in einen Kreis gelehrter Humanisten ein, die sich beispielsweise aus sprachwissenschaftlichem, philosophischem oder exegetischem Interesse mit dem Judentum und seinen Quellen – auch jenseits der Hebräischen Bibel – befassten. Die Personen, die dieser Gruppe zugerechnet werden können, suchten seit dem späten 15. Jahrhundert mehr oder weniger intensiv den Austausch mit jüdischen Gelehrten und der jüdischen Tradition. Keineswegs alle von ihnen setzten ihre Erfahrungen und ihr Wissen ein, um zugunsten von Juden einzutreten, manche wandten ihre Einsichten auch gegen die Juden – so etwa der Straßburger Reformator Martin Bucer.

Gerade vor dem Hintergrund des Reformationsjubiläums erweist sich der Abschnitt (S. 29–33) zu Positionen als hilfreich, die Martin Luther gegenüber Juden, dem Judentum und dem Alten Testament eingenommen hat.

Herausgeberin und Herausgeber erinnern darin an Luthers Einschätzung zur Frage, ob man Juden „Ritualmorde“ zutrauen könne oder nicht. Auch wenn der späte Luther diese Frage 1543 im Gegensatz zu 1523 bejahte, kehrte er doch nicht einfach zu den überkommenen Vorstellungen zurück. Sein theologisches Koordinatensystem hatte sich gegenüber den vorreformatorischen Blutbeschuldigungen entscheidend verschoben. Noblesse-Rocher und Morgenstern zeigen schlüssig, dass die vormalige Fixierung auf angeblich okkulte Praktiken der Juden mit dem Blut mit der Abkehr Luthers von früheren Messopfervorstellungen ihre Plausibilität für ihn verloren hatte. Luther hielt die Berichte über „Ritualmorde“ in seinen letzten Lebensjahren demnach deshalb für glaubwürdig, weil er Juden als Handlanger des Teufels verstand und sie daher als zu allem Bösen fähig betrachtete (S. 29–32). Bei der Lektüre von Osianders Gutachten selbst wird ein gegenteiliger Akzent deutlich: Der Nürnberger Reformator hielt die Überlieferungen über „Ritualmordanschuldigungen“ gegen Juden stattdessen für unglaubwürdig. Ein genauer Blick auf die Beschuldigungen, die Gerichtsverfahren und ihre Ergebnisse brachte ihn zu dem Urteil, dass sie allesamt unter fragwürdigen Umständen zustande gekommen waren, und damit jeder Glaubwürdigkeit entbehrten (Punkt 13–15, S. 62–67).

Im Unterschied zu Luther, der wegen der Ablehnung Christi scharf zwischen dem biblischen Israel und den zeitgenössischen Juden unterschied, setzte Osiander beide unmittelbar in Beziehung zueinander. So betonte er nicht nur ihre genaue Beobachtung und Bindung an die biblischen Gebote, sondern erwartete mit Paulus (Röm 11,26) eine endzeitliche Rettung aller Juden, die für ihn entsprechend der damaligen Vorstellungswelt nur als Bekehrung zu Christus denkbar war.

Zwar teilte Osiander auch die verbreitete Vorstellung einer vermeintlichen Werkerechtigkeit der Juden. Jedoch diente dieses Stereotyp dem Nürnberger Reformator

interessanterweise als Argument gegen die „Ritualmordbeschuldigung“: Juden könnten, so meinte Osiander, das ewige Leben lediglich dadurch bewahren, dass sie die göttlichen Ge- und Verbote genau befolgten. Folglich hielt er einen „Ritualmord“ als besonders gravierenden Verstoß gegen das biblische Tötungsverbot für vollkommen abwegig, weil er für Juden den Verlust des ewigen Lebens nach sich ziehen würde. Mit seinem Wissen von einem jüdischen Glauben an das ewige Leben verrät Osiander die Kenntnis zentraler nachbiblischer jüdischer Quellen, etwa der Mischna (Traktat Sanhedrin), den 13 Glaubenssätzen des Maimonides oder der zweiten Bitte der Amida (Achtzehn-Bitten-Gebet).

Die Anmerkungen zum Gutachten zeigen an den jeweiligen Passagen des Gutachtens konkret und detailliert Osianders Vertrautheit mit jüdischen Traditionen und religiösen Vollzügen. So entfaltet er im Bereich der Speisevorschriften (Kaschrut) das Verbot des Blutgenusses mit den daraus abgeleiteten Bestimmungen zur rituellen Schlachtung und kann auch den dazugehörigen Segensspruch aus der jüdischen Tradition zitieren. Osiander weiß, dass Rabbiner Rechtsgelehrte und keine Priester sind und dass man für ein Vorbeteramt in der Synagoge keine priesterliche Herkunft aus dem Stamm Levi braucht. Genaue Auskunft gibt er auch über die Rolle, die Priester (Cohanim) aktuell im Judentum haben und welche nicht: Er verweist darauf, dass mit der Zerstörung des Tempels jeglicher Opferdienst erloschen ist, sodass sich die Aufgaben der priesterlichen Nachkommen auf das Recht beschränken, den Priestersegen (in der evangelischen Tradition: aaronitischer Segen) über die gesamte Gemeinde zu sprechen. Zugleich kennt Osiander die besonders strikten Grundsätze, denen die talmudische Literatur die zeitgenössischen Cohanim (also: die Nachkommen von Priestern) unterwirft. Dabei zitiert er die Anweisung aus dem Babylonischen Talmud (Traktat Berachot), die Priestern, die einen Menschen umgebracht haben, das

Recht zum öffentlichen Segnen untersagt, selbst wenn sie sich dafür zuvor einer Buße unterzogen hatten.

So bemerkenswert Osianders Gutachten auch ist, die prekären Lebensumstände der Juden deutete auch er geschichtstheologisch als Beleg für den göttlichen Fluch, der auf ihnen ruhte, um sie zur Buße und Besserung anzuregen. Insofern ist Osianders Gutachten nicht als Plädoyer für religiöse Pluralität und eine Wahrnehmung des Judentums auf Augenhöhe mit dem Christentum zu verstehen, sondern weist ein für seine Zeit auch nicht anders zu erwartendes Gefälle auf. Osianders Denken bewegt sich insofern weiterhin in den überkommenen Bahnen einer bedingten Toleranz, nach der die Existenz der Juden in der Zerstreuung zu schützen bzw. zu dulden ist, weil an ihr einerseits die Folge des Fluchs Gottes erkennbar ist, andererseits Gott ihnen dadurch den Weg zur Buße (also Hinwendung zum Christentum) und damit ihre endzeitliche Rettung offenhält. Im Umkehrschluss dient dieses vermeintlich verfluchte Dasein auch als Beleg für die christliche Wahrheit, die sich dann endzeitlich allen Juden erschließen wird.

Anregend – insbesondere angesichts eines wieder offener zutage tretenden Antisemitismus – bleibt freilich auch, wie Osiander begründet, warum er in seinem Gutachten „der Angelegenheit ernsthaft und mit aller Sorgfalt, die sie tatsächlich wert ist, nachgeht und so den wahren, echten Grund ans Licht“ bringt: „Mir scheint auch, dass ich als Christ besonders verpflichtet und schuldig bin, das zu tun, damit niemand damit zu Unrecht belastet oder verunglimpft werde.“ (S. 42, Übersetzung AT)

Annie Noblesse-Rocher und Matthias Morgenstern lassen mit ihrer Edition das Bild eines eigenständigen lutherischen Denkers mit einem breiten Œuvre entstehen, der freilich je länger je mehr in den konfessionellen Profilierungsprozessen „zwischen den Stühlen“ saß und an Einfluss verlor: „Geistig unabhängig, von den lutherischen Ideen überzeugt, ohne sich ihnen sklavisch

zu unterwerfen, neugierig auf Fachgebiete jenseits der Theologie wie Mathematik und Astronomie, folgte Osiander lebenslang einer tief empfundenen Bestimmung, und das war eine wirkliche Liebe für jüdische Tradition und Gemeinden. Mit dieser Motivation beteiligte er sich an einer der gefährlichsten Auseinandersetzungen, die ein Christ im 16. Jahrhundert führen konnte: an der Verteidigung der Juden.“ (S. 20f, Übersetzung AT)

Es wäre sehr zu wünschen, dass sich ein deutscher Verlag findet, der diesen lesenswerten Beitrag zum Reformationsjubiläum auch den deutschsprachigen Leserinnen und Lesern zugänglich macht. [2055]

*Axel Töllner*

**KAUFMANN, THOMAS:** Erlöste und Verdammte. Eine Geschichte der Reformation. – München: C.H. Beck, 2016. – 508 S., geb., Festeinband, 103 teilweise farbige Abb., 4 farbige Karten. – ISBN 978-3-406-69607-7.

Bereits im Jahr 2009 hat der bekannte Göttinger Kirchenhistoriker eine umfassende (und umfangreiche) „Geschichte der Reformation in Deutschland“ vorgelegt (vgl. Besprechungen in: ZBKG 2011, Nr. 1699; zur Neuauflage vgl. ZBKG 2016, Nr. 2012). Der die zentrale Heilsfrage ansprechende Titel dieses Buches bringt es nicht zum Ausdruck, aber das Werk nimmt nun die Reformation als „Ein europäisches Ereignis“ (S. 9) in den Blick. So lautet die programmatische Überschrift des ersten Kapitels des ersten Hauptteils (S. 9–18), der wiederum zugleich mit „Luther und die Reformation“ überschrieben ist und die historische Bedeutung der Person des Wittenberger Professors für den „Anfang“ der europaweiten Umbruchzeit nüchtern hervorhebt. Der Behauptung in einer EKD-Publikation, die Reformation sei erst mit Calvin international-europäisch geworden, widerspricht Kaufmann gleich zu Beginn (S. 11). Das mit Verve geschriebene Buch richtet sich an breitere Leserkreise

über die Fachwissenschaft hinaus. Die Lektüre erfordert jedoch wirkliches Interesse, denn gerade für in der Materie weniger Bewanderte mag es – trotz des durchaus ansprechenden Schreibstils – etwas Mühe bereiten, den inhaltsreich-dichten, dabei auch immer wieder auf Forschungskontroversen (durchaus spannend!) anspielenden Ausführungen zu folgen.

Der zweite Hauptteil des Buches „Die europäische Christenheit um 1500“ (S. 19–82) beschreibt knapp die Ausgangslage in ‚Lateineuropa‘, also dem Teil Europas, der dem römischen Papsttum unterstand. Dabei skizziert Kaufmann die für die „erhoffte und gewordene Reformation“ (S. 12) relevanten kulturellen, ökonomischen, sozialen, politischen und religiösen Bedingungen, wobei die „Mobilität der Humanisten“ und die „Revolution des Buchdrucks“ besondere Hervorhebung erfahren.

Der dritte Hauptteil schildert „Die frühe Reformation im Reich 1530“ (S. 83–193), angefangen mit Luthers Weg bis zu seinem Standhalten vor Kaiser und Reich in Worms 1521 über die Reformation als konfliktbetonendes Kommunikationsgeschehen, das vor allem in den Städten ausgetragen wurde, bis hin zum Augsburger Bekenntnis. Darin gelangt auch der Charakterwandel von der durch eine breite Gemeindebewegung vorangetriebenen hin zur dominierend von den Fürsten und Räten in die Hand genommenen Reformation zur Darstellung. Und selbstverständlich auch auf die Zerwürfnisse, prominent dokumentiert durch die Aufsehen erregenden publizistischen Auseinandersetzungen unter den reformatorischen Theologen, geht Kaufmann hier ein (Bauernkrieg, Müntzer, Karlstadt, Abendmahlsstreit, Täufer, Erasmus). „Zwingli und die Zürcher Stadtreformation“ werden in einem eigenen Kapitel berücksichtigt (S. 144–154).

Der Blick weitet sich im vierten Hauptteil: „Das reformatorische Europa bis 1600“ (S. 195–347). Zunächst bietet Kaufmann einen Überblick über „Die frühreformatorischen Bewegungen außerhalb des Reichs“:



in den Niederlanden, Frankreich, England, Skandinavien, Italien und Spanien und im östlichen Europa. Dann geht er näher auf Calvin und die von Genf aus besonders nach Frankreich, in die Niederlande und nach Schottland stark ausstrahlende „reformierte Internationale“ ein. Ergänzend beschreibt Kaufmann „Die Königsreformationen in Skandinavien und England“ (S. 258–276) und skizziert dann (S. 277–317) die Entwicklung im Reich von etwa 1531 bis zum Augsburger Religionsfrieden 1555. Weitere Kapitel gelten dem „lutherischen Theologenstreit“ sowie recht knapp der Erneuerung und „Transformation des römischen Katholizismus“ im Gefolge des Konzils von Trient (S. 317–325). Kaufmann übergeht auch nicht die „Dissenter und Nonkonformisten“ (Täufer, Mystiker, Spiritualisten, Antitrinitarier). In dem bilanzierenden Schlusskapitel dieses Hauptteils „Latein-europa nach der Reformation“ (S. 341–347), geht er angesichts der entstandenen „Diversifizierung“ der „Christentumsvarianten“ und der Haltung zu den Juden und zum Islam den Spuren von Toleranz und religiöser Neutralität des Staates nach. Dabei weist Kaufmann darauf hin, dass das „Potential von Luthers sogenannter Zwei-Reiche-Lehre [...] in der Reformation nicht ausgeschöpft worden“ ist (S. 347).

Eine Gesamtbewertung der historischen Bedeutung nimmt dann der fünfte Hauptteil vor: „Die Reformation und die neue Zeit“ (S. 349–372). Nicht in ihrem Geschichts-bewusstsein – dieses brach nicht mit dem Mittelalter, sondern knüpfte in der apokalyptischen Erwartung an ihm an –, sondern in ihrer „die Erfahrungen zweier Generationen fortführende[n] Nutzung des Printmediums“ liegt der „Kern der ‚Modernität‘ der Reformation“ (S. 354). Impulse für die Moderne ergaben sich durch die Ausbildung verschiedener Konfessionskulturen. Zugleich relativiert Kaufmann gegenüber traditionellen Sichtweisen die Bedeutung der Reformation. Diese habe die „westliche moderne Welt“ eben nicht „allein oder maßgeb-

lich hervorgebracht“; die sei vielmehr „das Ergebnis eines sehr komplexen Transformationsprozesses“, der „ohne die Reformation aber gewiss anders verlaufen wäre“ (S. 367). Kaufmann blickt auch auf den „globalen Protestantismus“, der sich auf der Grundlage des „protestantischen Bibelchristentums“ (S. 368) entwickelt und unüberschaubar diversifiziert hat, der aber als Erbgut die Hochschätzung der Laien, persönlicher, weltzugewandter Frömmigkeit und der Bildung in sich trägt.

Der sechste Hauptteil „Die Wahrnehmung der Reformation in der Neuzeit“ (S. 373–424) bringt zuerst einen mit interessant-aufschlussreichem Bildmaterial ausgestatteten Überblick über „Die Reformationsjubiläen 1617 bis 2017“ (S. 373–388). Das zweite Kapitel „Deutung und Debatte“ (S. 389–424) bietet dann einen instruktiv-problembewussten Durchgang durch die internationale Luther- und Reformationsforschung vom Ende des 17. Jahrhunderts (Maimbourg und Seckendorff) bis zum Vorabend des Jubiläumjahres 2017. Ein knapper Epilog mit dem Titel „Der Zauber des Anfangs“ (S. 425–427) beschließt das Werk.

Ein reichhaltiger Anhang mit Zeittafel S. 431–437, Anmerkungen (S. 439–452), Literatur (S. 453–494), Bildnachweisen und natürlich Registern findet sich am Ende eines höchst instruktiven, auf dem aktuellen Stand der Forschung geschriebenen Buches. Es sei allen empfohlen, die an einem großen, eben europaweiten Überblick interessiert sind. Es bietet auch jenen Genuss, die sich an neuen, anspruchsvollen, die Sache prägnant auf den Begriff bringenden Ausführungen und Kennzeichnungen freuen. [2056]

*Wolfgang Huber*

LEPPIN, VOLKER: Reformatorische Gestaltungen. Theologie und Kirchenpolitik in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. – Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2016 (= Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte 43). – 392 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-374-04141-1.

Der Untertitel, der zugleich einen sachlichen und einen chronologischen Bogen schlägt, deutet bereits an, was die auf den ersten Blick etwas kryptisch wirkende Titelformulierung thematisch zusammenhalten soll: Es handelt sich um die Sammlung von 24 über den Zeitraum von 1995 bis 2015 entstandenen Einzelbeiträgen des seit 2000 in Jena und seit 2010 in Tübingen lehrenden Kirchenhistorikers. Sie sind für diesen Band, wie Leppin im Vorwort erläutert, geringfügig überarbeitet worden und spiegeln auch von der Verortung mancher behandelten Themen und Personen die Stationen des eigenen Lebens und Forschens wider: Hessen, Thüringen-Sachsen und den deutschen Südwesten.

Den Anfang machen zwei Studien über Wilhelm von Ockham als Kritiker des Papsttums (S. 11–19 bzw. S. 20–32). Diesem scholastischen Theologen hatte sich Leppin bereits in seiner Doktorarbeit zugewandt. Den Abschluss bilden zwei Beiträge: über das Reformationsjubiläum 1617 (Nr. XXIII, S. 331–353) und zum Thema „Protestantismus und Moderne“ (Nr. XXIV, S. 354–379). In letzterem, einem italienischen Handbuchartikel von 2008, hebt Leppin vier bleibende Grundimpulse der Reformation zum umfassenden Transformationsprozess der mittelalterlichen Kultur hervor: Laisierung, Individualisierung, Toleranz und Reflexivität der Religion. Leppin zeigt sich hier bereits auf dem Weg zu seiner, in seinen jüngeren Publikationen nochmals besonders herausgearbeiteten Sicht, welche die Theologie Luthers und der Reformation nicht als Bruch gegenüber dem Mittelalter verstehen möchte, sondern gewissermaßen als Auf-die-Spitze-Treiben gewisser spätmittelalterlicher

Ansätze und Tendenzen – was in seiner radikalen Konsequenz faktisch dann doch zu Transformationen und Brüchen in Theologie, Kirche und Gesellschaft führte. Besondere Aufmerksamkeit schenkt Leppin dabei der Mystik Taulers (vgl. ZBKG 2016, Besprechung Nr. 2014). Immer lässt Leppin erkennen, wie sehr er – als späterer Tübinger Nachfolger Heiko A. Obermans – sich dessen und vor allem Berndt Hamms Einschätzung des Verhältnisses von „Spätmittelalter und Reformation“ verbunden weiß (vgl. die Besprechung von Leppins Werk ‚Transformationen‘, oben Nr. 2050).

Im einzelnen behandeln die „in diesem Band versammelten Aufsätze“ – leider bleiben die Auswahlkriterien im Vorwort ungenannt – diese Themen: „Allgemeines Priestertum“ (Nr. III, S. 33–44), „Luthers sogenannte Zwei-Reiche-Lehre“ (Nr. IV, S. 45–57), die „Grundlegung christlicher Ethik in den lutherischen Bekenntnisschriften“ (Nr. XVI, S. 225–236), die „Lutherische Apokalyptik“ 1548–1618 (Nr. XIX, S. 264–274), die erste theologische Begründung eines Widerstandsrechts in der calvinistischen Schrift „Vindiciae contra tyrannos“ (1579) (Nr. XVII, S. 237–246) und „Die Professionalisierung des Pfarrers in der Reformationszeit“ (Nr. XX, S. 275–292). Ereignis-, Struktur- und territorialgeschichtliche Zugänge zur Reformation bieten die Beiträge: „Die Reformation und das Heilige Römische Reich deutscher Nation“ (Nr. VI, S. 76–91), „Stadt und Reformation in Thüringen“ (Nr. VII, S. 92–109), „Zu den Anfängen der württembergischen Reformation“ (Nr. XI, S. 153–176), „Die ernestinischen Beziehungen zu Kursachsen nach 1547 – um das Erbe der Reformation“ (Nr. XVIII, S. 247–263), „Die Formierung des siebenbürgischen Luthertums zwischen Wittenberg, Zürich und Genf“ (Nr. XXI, S. 293–316). Auf die Haltung einzelner Persönlichkeiten in ihren Kontexten blicken die Studien „Melanchthon und die Obrigkeit“ (Nr. V, S. 58–75), „Luther und die Bauern“ (Nr. VIII, S. 110–126), „Fürst Georg III. von Anhalt auf dem

Weg zur Reformation“ (Nr. IX, S. 127–139), „Landgraf Philipps Beziehungen zu den Reformatoren“ (Nr. X, S. 140–152), „Nikolaus von Amsdorff und Johann Friedrich d.Ä.“ (Nr. XI, S. 177–189), „Die theologische Verarbeitung des Interim durch Johann Friedrich den Älteren“ (Nr. XII, S. 190–201) und „Der Kampf des Markgrafen Ernst Friedrich von Baden um sein Bekenntnis und der Widerstand aus Pforzheim“ (Nr. XXII, S. 317–330).

So unterschiedlich sich die Beiträge in diesem Band ausnehmen, Leppin beeindruckt mit seiner Fähigkeit, von Details zu den übergreifenden Zusammenhängen der Reformationsgeschichte zu gelangen und die gewonnenen Einsichten ansprechend und nachvollziehbar darzulegen. Die thematische Vielfalt und die Fülle der nachweislich durchgearbeiteten Quellen und Literatur, die zupackende und umsichtige Analyse heischen Respekt. Leppin verweist in seinen reichhaltigen Anmerkungen auch immer wieder auf weitere Arbeiten aus seiner Feder, etwa zur reformatorischen Bewegung in Jena oder in Ost-Thüringen. Auch sie hätte man gern in diesem Band berücksichtigt gesehen, gibt er doch substantielle Beiträge zur Reformationsgeschichte, die verstreut erschienen sind, so bequem an die Hand. Erfreulicherweise werden sie auch durch Register der Personen und Orte erschlossen.

Allerdings erfordert ein Sammelband mit diesem wissenschaftlichen Anspruch unbedingt eine sorgfältigere Schlussredaktion als sie ihm offensichtlich zuteil wurde. Vor allem in den Anmerkungen und in den Kopfzeilen springen stehengebliebene Tippfehler, Uneinheitlichkeiten, unzutreffende Querverweise, manchmal auch falsche Autorenvornamen störend ins Auge. Die Umschrift frühneuhochdeutscher Titel erfolgte nicht immer in der gebotenen Exaktheit – wenn sie doch überhaupt vorgenommen wird, und der Autor sich nicht mit dem Verweis auf VD16 oder VD17 bescheiden möchte. Auch Stichproben im Register erweisen dieses als nicht ganz zuverlässig. So wurden just im

zentralen Beitrag über Landgraf Philipp auf S. 151 Kanzler Johann Feige und Visitator Adam Krafft übersehen, auf S. 141 Wilhelm Maurer (wo doch sonst im Text ausdrücklich genannte Forscher verzeichnet werden), Regensburg auf S. 180. Bedauerlicherweise erfassen die Register auch nicht die gehaltvollen Anmerkungen, obwohl Leppin hier wertvolle sachliche Erkenntnisse bietet (z.B. zu Johann von Schwarzenberg, S. 116). Natürlich, kleinere Fehler kommen in den besten Veröffentlichungen vor und sind verzeihlich; hier finden sie sich aber vor allem im wissenschaftlichen Apparat in einem Ausmaß, das die Lesefreude trübt und kein gutes Vorbild für formale Sorgfalt abgibt – nicht nur (für Studierende) in Tübingen.

[2057]

*Wolfgang Huber*

SIBENBURGER, DIONYSIUS: Almanach und Practica für das Jahr 1541, neu hg. von Klaus-Dieter Herbst, mit einem Beitrag von Klaus-Dieter Herbst über die Erfindung des Schreibkalenders. – Jena: Verlag HKD, 2017 (= Acta Calendariographica. Kalenderreihen, hg. von Klaus-Dieter Herbst, Band 3, Heft 3, Reprint). – 32 S., Bl. A1a-B6b und A1a-C4b), geb., Festeinband. – ISBN 978-3-941563-06-3.

SEYFRIDT, GEORG: Almanach, nicht allein den Gelehrten, sondern auch den Kaufleuten nützlich für die Jahre 1544 und 1545, neu hg. von Klaus Matthäus, mit einem Beitrag über Georg Seyfridt und seine Kalender. – Jena: Verlag HKD, 2017 (= Acta Calendariographica. Kalenderreihen, hg. von Klaus-Dieter Herbst, Band 3, Heft 4, Reprint). – 35 S., Bl. A1a-B8b (1544), Bl. A1a-B8b), geb., Festeinband. – ISBN 978-3-941563-07-0.

Mit dem Aufkommen des Buchdrucks waren auch neue Möglichkeiten für den Druck von Kalendern gegeben. Am Anfang standen Einblattdrucke, die man

„Almanach“ nannte. Daraus entwickelten sich dann auch Schreibkalender.

„Der »Almanach« für das Jahr 1541 von Dionysius Sibenburger ist der bisher älteste überlieferte Schreibkalender in Quart. Es ist daher eine Selbstverständlichkeit, diesen durch einen erneuten Druck der historischen Forschung besser zugänglich zu machen. Mit dem beigegebenen Aufsatz, der sich der Entstehungsphase des Schreibkalenders widmet und diese damit erstmals Gegenstand einer eigenständigen wissenschaftlichen Analyse ist, geht der hier vorgelegte Band über den eines bloßen Reprints hinaus.“ [...] „Bisher wurde in der Literatur zum Kalenderwesen nicht auf diesen ältesten Schreibkalender hingewiesen. Offenbar vermutete niemand hinter dem mit »Almanach« betitelten Druck einen neuartigen Kalendertyp, sondern einen gewöhnlichen Einblattkalender. Klaus Matthäus war es, der sich Anfang 2015 davon nicht beirren ließ und sich diesen Almanach für 1541 einmal ansah – und ihn als ältesten überlieferten Schreibkalender erkannte“ (S. [9f]). Der Erlanger Buchhändler und Buchwissenschaftler, 1969 erstmals mit einer einschlägigen Dissertation hervorgetreten, hat das Exemplar in einer Bibliothek in Budapest aufgespürt. Gedruckt wurde es in Nürnberg durch Hans Guldenmund. Hinzu gehört in der gleichen Druckerei vom gleichen Autor die „Practica Teutsch...“ für das Jahr 1541.

Der aus Kitzingen stammende Wittenberger Theologe Paul Eber hat eine wegweisende Bedeutung in der Geschichte des Kalenderwesens, die von Klaus-Dieter Herbst vorgestellt wird (S. 27–32).

Dem Reprint des Almanachs für 1544 und 1545, vorhanden in der Ratsschulbibliothek Zwickau, den Klaus Matthäus neu herausgegeben hat, geht ein ausführlicher Essay dieses Herausgebers über die Schreibkalender, den Verfasser Dr. Georg Seyfrid und den Drucker Guldenmund voraus.

Die beiden schmalen Bändchen enthalten wichtige Informationen zur Druckgeschichte in Nürnberg, arbeiten die Zusammenhän-

ge der Kalendergeschichte wissenschaftlich deutlich heraus und sind außerdem hübsche Belegstücke, die Einblick in die Kultur entstehender Hilfsmittel für eine Memoria in breiteren Bevölkerungskreisen gewähren. Dass es davon nur noch wenige Exemplare gibt, liegt in der Natur der Sache: Kalender sind Bücher zum Gebrauch, die dann in der Regel auch einmal ausgedient haben und vernichtet werden. Umso verdienstvoller, dass der älteste bekannt gewordene Schreibkalender und die entsprechenden Stücke von 1544 und 1545 entdeckt werden konnten und aufgearbeitet wurden.

[2058 / 2059]  
*Rudolf Keller*

FRANK, GÜNTER / LEPPIN, VOLKER (Hg.): Die Reformation und ihr Mittelalter. – Stuttgart-Bad Canstatt: frommann-holzboog, 2015 (= Melanchthon-Schriften Bretten 14). – VII + 478 S., geb., Leinen, 6 Abb., davon 5 farbig. – ISBN 978-3-7728-2690-0.

Es ist unter Reformationshistorikern im Gespräch, ob man das Wirken Luthers und seiner Freunde in Kontinuität zum Mittelalter verstehen soll oder ob das Geschehen als Bruch aufzufassen ist. Dass gelegentlich in der evangelischen Theologie der Bruch überbetont worden ist, wird man schnell festhalten können. Die Modalitäten der Kontinuität hingegen sind genauer zu klären. Bruchlos war die Kontinuität auf alle Fälle auch nicht. Die enge Verbindung der Kurie mit dem Haus Habsburg aufzubrechen, war nur mit Bruch und nur unter erheblichem Risiko möglich. Die Angst vor den Feststellungen des Wormser Edikts und der nie aufgehobenen Reichsacht über Luther waren ganz einfach Gegebenheiten, an denen man nur mit einem Bruch vorbeikam. Dass die theologischen Wortführer alle im Mittelalter verwurzelt waren und diese Verwurzelung mit unterschiedlicher Intensität gepflegt haben, ist eigentlich auch bekannt. Es ist sehr verdienstvoll, dass diese ganzen Fragestellungen bei einer Tagung der Evangelischen

Melanchthon-Akademie Bretten und des Instituts für Spätmittelalter und Reformation der Universität Tübingen in Melanchthons Geburtsstadt im Oktober 2013 aufgegriffen und diskutiert wurden unter dem Thema „Die Reformation und ihr Mittelalter – Wertung, Wirkung, Perspektiven“. Die Vorträge bei diesem Symposium liegen in dem Dokumentationsband nun vor.

Es zeigt sich schnell, dass es eine alles einschließende einzige Antwort nicht gibt. In 19 inhaltsreichen Beiträgen werden Teilbereiche abgesteckt, die zu einem Ganzen zwar beitragen, aber noch nicht das Ganze sind. Wie die Herausgeber im Vorwort betonen, ist dies Forschungsfeld für die Gegenwart von „großer ökumenischer Tragweite“ (S. 2). Das ließe sich jedoch zu diesem Problemkreis auch für die Zeit sagen, in der der Nachdruck auf das Stichwort „Bruch“ gelegt wurde. Nur war damals das Interesse an Ökumene weniger im Vordergrund als das an der Kontroverstheologie.

An dieser Stelle kann nicht jeder Beitrag referiert und gewürdigt werden. Eines will ich hervorheben. Augustinus Sander OSB behandelt „Die konfessorische Katholizität Georgs von Anhalt“ (S. 41–54). Er möchte nicht über „die“ Reformation sprechen, sondern „im Blick auf den speziellen theologischen Ansatz Georgs“ lieber „»von der Wittenberger Reformbewegung und ihrer Katholizität«“ (S. 42). Sander spricht am Ende seiner Abhandlung auch über die Interpretation seines Themas: „Von diesem »konfessionalisierten« Luthertum, das, trotz aller Frontstellung gegenüber Rom, weiterhin durchaus »katholische« Züge tragen konnte, sie im Blick auf das Reformiertentum mitunter auch kultivierte, ist noch einmal das »protestantisierte« zu unterscheiden. Wurde im konfessionalisierten Luthertum das Bekenntnis in seiner konfessorischen Katholizität zwar auf gewisse Weise eingeschränkt, so wird es im kritischen Protestantismus nun selbst zum Gegenstand der Kritik. Unter Luthertum versteht man dann nur mehr eine »Richtung« innerhalb eines profiliert anti-

katholischen Protestantismus. Reformiert-lutherische Lehrunterschiede verlieren als Schulmeinungen ihren kirchentrennenden Charakter, wobei die dem protestantischen Prinzip widersprechenden Inkonsequenzen Luthers, etwa in der Sakramentologie gerne als biographisch bedingte, nicht überwundene »katholische Restbestände« eingeordnet werden“ (S. 50f). Georg sei es nicht um »katholische Restbestände«, sondern um den »katholischen Grundbestand« der Wittenberger Reformation gegangen. Dabei steht weit im Vordergrund der Argumentation Georgs Verständnis vom Bischofsamt – ein wirklich sehr wichtiges Thema.

Matthias Pohligh handelt über lutherische Geschichtsschreibung und stellt darin historiographische Praktiken vor. Er kann schon sehr früh das Miteinander der Beschreibungen von Verfall und Kontinuität beobachten und geht dabei auf das „antiquarische Genie“ (S. 56) Matthias Flacius Illyricus ein. Auch der Straßburger Reformator Kaspar Hedio betätigte sich als Übersetzer und Chronist. Er führte die Geschichtsschreibung Eusebs und die Papstgeschichte Platinas weiter, was hier untersucht wird. Sehr aufschlussreich sind auch seine Ausführungen über „Kompilationsprobleme“. Wie macht ein Kompilator sein eigenes konfessionelles Profil deutlich? Nach dieser Lektüre wäre manches harte Urteil, das in der Forschung gefällt wurde, noch einmal neu zu beleuchten. Ergebnis des Beitrags: „Die Erforschung der Historiographiegeschichte der Frühen Neuzeit muss noch entschiedener als bisher ihr Augenmerk darauf richten, dass Geschichtsschreibung nicht nur >Produkt< ist, sondern Praxis. Diese Perspektive, die Historiographie als Schreiben von Geschichte ernst nimmt, erlaubt es, die Praktiken der intertextuellen Bezugnahme systematischer als bisher zu klassifizieren. Dies ist deshalb wichtig, weil Intertextualität in ihren verschiedenen Aspekten für die Historiographie des 16. Jahrhunderts in noch größerem Ausmaß konstitutiv ist als für moderne Geschichtsschreibung. Im Kontext

konfessioneller Geschichtsschreibung gewonnen intertextuelle Praktiken besondere Bedeutung, weil sie es ermöglichten, auf vielfältige Weise auf mittelalterliche Historiographie zurückzugreifen“ (S. 78).

Arno Mentzel-Reutters schreibt über: „Reformatoren drucken das Mittelalter: Luthers »Theologia deutsch« und Melancthons Lampert von Hersfeld“ (S. 79–112). Volker Leppin handelt über „Luthers Blick auf das Mittelalter“ (S. 113–133). Er fragt nach den explizit bei Luther fassbaren Geschichtssystematisierungen, findet eine Vorstellung von einer vorwiegend negativen Zeitepoche, die etwa dem Mittelalter entspricht, fragt aber auch, wie Luther seine Gegenwart deutet. „Insgesamt zeichnete sich in deren [=der Kirchengeschichte] Verlauf so eine Abfolge von antikem Christentum in der guten Zeit der Väter, einem päpstlichen Mittelalter und einer mit der Reformation begonnenen Endzeit ab“ (S. 132). Dies habe auch auf die Magdeburger Zenturien und das Geschichtsbild von Flacius gewirkt. Günter Frank behandelt „Die »articuli fidei« als Grund des Glaubens und der Theologie“ (S. 135–152). Hier wird über die Bedeutung der „Symbola“ gehandelt. An dieser Stelle wäre der genuine Ort, über Kontinuität und Bruch sehr differenziert zu berichten. Frank tut dies in seiner Darstellung durch Konfrontation mit mittelalterlichen Aussagen zum Thema. Theodor Dieter referiert über „Martin Luthers kritische Wahrnehmung »der« Scholastik in seiner so genannten »Disputatio contra scholasticam theologiam«“ (S. 153–188). Ueli Zahnd schreibt über „Lambert Daneau kommentiert Petrus Lombardus – Eine reformierte Auseinandersetzung mit einem Basistext mittelalterlicher Scholastik“ (S. 263–282). Tarald Rasmussen stellt „Die Kontinuität der Memoria – Überlegungen am Beispiel von sächsischen Grabdenkmälern“ vor (S. 283–302). Das ist ein schmaler Ausschnitt aus reichem Material. Bernd Roling beschreibt in seiner wissenschaftshistorischen Fallstudie die Entstehung der ersten mittel-

lateinischen Literaturgeschichte Polykarp Leyzers (S. 303–326).

Martina Hartmann stellt sich dem Thema: „Der wichtigste karolingische Autor im »Catalogus testium veritatis« des Matthias Flacius Illyricus“ (S. 363–377). Damit geht sie auf die Rezeption des Hinkmar von Reims ein, die sie quellenkritisch untersucht. Das ist auch im Hinblick auf die Buchgeschichte ein aufschlussreicher Beitrag und wirft wichtige Lichtstrahlen auf die Arbeitsweise der Magdeburger Zenturiatoren. Sehr interessant ist der Beitrag des finnischen Theologen Risto Saarinen über „Die Eigenart der Scholastik in Gerhard Ebelings Lutherdeutung“ (S. 441–452). Er berichtet, Albrecht Beutel habe das Urteil Volker Leppins erwähnt, „demgemäß Ebeling Luther unter der Perspektive gegenwärtigen theologischen Gesprächs und darum nur unzureichend historisch erforscht habe. Nach Beutel sei Leppins Urteil falsch, weil Ebelings Textinterpretationen als Meisterstücke hermeneutisch-historischer Analyse zu betrachten sind.“ (S. 441) Mit dieser Frage setzt sich der Finne kenntnisreich und aufgrund einschlägiger Quellen fundiert auseinander. Er kommt zu dem Ergebnis: „Ebelings Lutherdeutung versucht, die theologischen Sachfragen Luthers zu explizieren; in dieser sorgfältigen Explikation besteht die bleibende Bedeutung seiner Studien.“ (S. 452) Als Leser dieser Darstellung fragt man sich natürlich, wie stark die interesseleitenden Denkvoraussetzungen der Interpreten von ökumenischem Interesse geprägt sein können, wenn sie die Leistung des bekannten Lutherforschers Ebeling derart hinterfragen. Aber das schadet nichts, wenn es nun auch wieder metakritisch vom Tisch kommt.

Der Band wird von einem Abkürzungsverzeichnis, Autorenverzeichnis und Namensverzeichnis (Register) abgeschlossen. Ein sehr solide ausgestattetes Buch. Eine gründliche Endredaktion hätte in den Texten der Autoren, die Deutsch nicht als Muttersprache schreiben, noch Fehler ausräumen und auch sonst noch Ungenauig-

keiten bereinigen können. Die Konkordienformel ist beispielsweise eben nicht 1579, sondern 1577 erschienen (S. 251). In der Rezension eines derartig materialreichen und anregenden Sammelbandes kann man natürlich nicht auf alle Aspekte eingehen, sondern nur einige persönliche Einsichten aus der Lektüre weitergeben. [2060]

*Rudolf Keller*

**MICHEL, STEFAN:** Die Kanonisierung der Werke Martin Luthers im 16. Jahrhundert. – Tübingen: Mohr Siebeck, 2016 (= Spätmittelalter, Humanismus, Reformation / SLMAHR 92). – XIV + 386 S., geb., Leinen. – ISBN 978-3-16-154453-8.

Die in Leipzig vorgelegte theologische Habilitationsschrift behandelt das Thema in drei Kapiteln. Zuerst geht sie auf die Kanonisierung der Lutherbibel in der Textfassung von 1545 ein. Hier werden wichtige Beobachtungen angestellt über Bedeutung und Voraussetzungen der Lutherbibel, sowie über den Übersetzungsprozess. Die einzelnen Druckereien und die besonderen Merkmale ihrer Bibeldrucke werden hier vorgestellt. Das ist aber zugleich auch im Kampf und Wettstreit der Territorialherren und ihrer führenden Theologen zu deuten. „Der Lutherbibel von 1545 wurde erst im Umfeld der Diskussion um die Konkordienformel eine herausragende Stellung zugewiesen, die »unverfälscht« in der von Luther hinterlassenen Gestalt bewahrt werden sollte.“ (S. 108) Allerdings zeigt Michel auch, dass die Kenntnis über den Übersetzungsvorgang und insbesondere die Zusammenarbeit mit dem Team sehr schnell verblasst ist. Man wollte die Ausgabe letzter Hand bewahren und kanonisieren.

Michel argumentiert auf der Basis breiter Quellenstudien und Forschungen über die genauen Fortschritte des Übersetzungsprozesses. Insbesondere die Rolle Georg Rörers und seiner redaktionellen Beiträge wird hier klar herausgearbeitet.

Im zweiten Kapitel stellt er die konkurrierenden Werkausgaben in Wittenberg und Jena vor. Auch hier geht er auf die Details der Entwicklung sehr genau ein und bereichert von daher die Kenntnis nicht nur über diese Werkausgaben, sondern vor allem auch über die handelnden Personen, die dieser Konkurrenz das Gesicht gegeben haben. Es fällt auf, dass schon bei Luther selbst eine gewisse Reserve gegenüber den großen Sammelausgaben zu beobachten war und dass für die praktischen Bedürfnisse und finanziellen Möglichkeiten der Pfarrer Auswahlgaben vorgelegt wurden, in denen die Texte nach dogmatischen Gesichtspunkten der Editoren erschlossen wurden. Von diesen Auswahlgaben ging in mehrfacher Hinsicht prägende Kraft aus, die lange wirksam geblieben ist. Sie trugen zur Festigung von Lutherbildern bei, die lange nachgewirkt haben.

Im dritten Kapitel stellt Michel „Die Lehrnormierung von Luthers reformatorischem Erbe im Bekenntnis“ dar. Luthers Einfluss auf die Bekenntnisbildung wird historisch-genetisch entfaltet. Was hier vorgelegt worden ist, liest sich spannend und dokumentiert die große Leistung des Verfassers in der Bearbeitung des facettenreichen Materials und der einzelnen handelnden Personen von der Übergabe der Confessio Augustana bis zur Verabschiedung der Konkordienformel. Nicht alles ist wirklich neu, aber die Zielführung auf dieser Linie vereint manches, was wir vorher in solcher Kohärenz nicht sehen konnten. Die Entstehung der Bekenntnisse und der Sammlung zum Konkordienbuch wird hier quellennah aufgearbeitet und nachgezeichnet. Das geschieht in der Darstellung des historischen Weges und bringt deshalb Licht in diese interessanten Vorgänge, die in vielen Darstellungen sonst sehr plakativ je nach Standort des Interpreten zusammengefasst werden. Die Fokussierung auf die Frage nach der Autorität Luthers in diesen Vorgängen ermöglicht einen roten Faden, dem man auf dem Weg durch die dichten Argumentationsgefüge folgen und sich anvertrauen kann.

„Um Luthers Theologie in der Konkordienformel zu kanonisieren, wurden vor allem seine Spätschriften rezipiert, die eine reife Stufe seiner theologischen Entwicklung dokumentierten. Dieser Umstand illustriert den starken Auswahlprozess, der bei der Entstehung der Formula Concordiae stattfand. Für das Funktionsgedächtnis der lutherischen Kirchen waren um 1580 einzelne Entwicklungslinien nicht mehr wichtig. Es reichte, das Bild von Luther als des von Gott berufenen Reformators zu bewahren, der das Licht des Evangeliums nach der mittelalterlichen Verdunkelung wieder zum Leuchten gebracht hatte. Eine solche Verdunkelung des Evangeliums, die mit Gottvergessenheit gleichzusetzen war, durfte nicht noch einmal eintreten“ (S.301). Im gleichen Zusammenhang kommt es zur Kanonisierung der Lutherbibeln und der Werkausgaben.

Sehr verdienstvoll sind die Überblicke über die von Georg Röser für die Erstellung der Jenaer Lutherausgabe benutzten Bände. Darin zeigt sich die Fülle von Detailarbeit in verschiedenen Bibliotheken und Archiven, die hinter dem hier vorliegenden Buch steht. Ungedruckte und gedruckte Quellen sind klar verzeichnet. Eine Stauballergie durfte der Verfasser nicht haben, denn die Bände, die er benutzt hat, werden ja nicht alle Tage gelesen. Am Schluss lesen wir ein umfangreiches Literaturverzeichnis und Register (Bibelstellen, Personen, Orte). Michels Buch ist wegen seiner Materialfülle ein Buch zum Nachschlagen und Nachgehen. Und so führt es von vielen Details zu einem Ganzen, das klar zusammengehört, aber für eine Gesamtlektüre am Stück doch viele und sehr breit gestreute Quellen auswertet, die man eigentlich wenigstens teilweise kennen müsste, um den Denkweg des Autors mitgehen und nachvollziehen zu können. [2061]

*Rudolf Keller*

**BROCKMANN, THOMAS / WEISS, DIETER J.** (Hg.): Das Konfessionalisierungsparadigma. Leistungen, Probleme, Grenzen. – Münster: Aschendorff, 2013 (= Bayreuther Historische Kolloquien 18). – 300 S., kart. – ISBN 978-3-402-12923-4.

„Im Jahr 2008 jährte sich das Erscheinen des wegweisenden Aufsatzes von Ernst Walter Zeeden über Konfessionsbildung in der Historischen Zeitschrift zum fünfzigsten Mal. Zeedens Ansatz, die Entstehung und Entwicklung der Konfessionskirchen und -kulturen in vergleichender Perspektive zu betrachten und damit auch Ähnlichkeiten und Parallelitäten der Formierungsvorgänge im nachreformatorischen Katholizismus, Luther- und Reformiertentum in den Blick zu rücken, hat sich in der Geschichtswissenschaft, vor allem der deutschen, ein halbes Jahrhundert lang als außerordentlich wirkmächtig erwiesen – besonders in der mit dem Terminus »Konfessionalisierung« bezeichneten Weiterentwicklung.“ (S. [VII]).

Dies Datum nahmen die Herausgeber des vorliegenden Dokumentationsbandes zum Anlass, im Mai 2008 das 20. Bayreuther Historische Kolloquium diesem Thema zu widmen. Es hatte „sich zur Aufgabe gemacht, den seit 50 Jahren andauernden Diskurs im Rahmen der wissenschaftlichen Theorien zur Konfessionsbildung und Konfessionalisierung in seinen Leistungen, Problemen und Grenzen zu beleuchten und weiter zu befruchten. Dabei verfolgt diese Tagung auch das Ziel, eine europäische Perspektive in der Untersuchung konfessioneller Formierungsprozesse der Frühen Neuzeit einzunehmen und laufenden Forschungen aus diesem Bereich Platz einzuräumen.“ (S. 221) Ein breites Spektrum an Aspekten und Zugängen war auf der Tagung und ist entsprechend in dem sie dokumentierenden Band vertreten.

Dreizehn einzelne Beiträge – eingrahmt von einer Einleitung und einem Diskussionsbericht – enthält der Band. In der Diskussion sei das Konfessionalisierungsparadigma



als ein „mitlernendes Paradigma“ (Andreas Holzem) bezeichnet worden. Es habe in den späten 70er Jahren „seinen Blick vor allem auf die deutschen Kleinterritorien gerichtet“, sei dann aber ausgeweitet und europäisiert worden (S. 298). Freilich kann man bei der Lektüre sich des Eindrucks nicht erwehren, dass es mittlerweile ein ganzer eigener, sehr facettenreicher Forschungszweig ist, der sich hinter diesem Stichwort verbirgt und der sehr stark auf die Motive für politische Konsequenzen konzentriert ist. Drei Themengruppen wurden von den Veranstaltern anvisiert. Der erste Schwerpunkt der Tagung lag bei den historiographischen und konzeptionellen Grundfragen. Der zweite Schwerpunkt lag bei der Konfessionalisierung auf Mikroebene, der dritte geht über zu den europäischen Aspekten der Konfessionalisierung. Freilich bleiben auch Bereiche ganz unberücksichtigt, die theologische Impulse freigesetzt haben.

Martin Friedrich, der von der frühneuzeitlichen Konfessionalisierung auf das 19. Jahrhundert blickt, widmet sich überhaupt nicht der Frage, ob die Politik der Union der bis dahin getrennten evangelischen Konfessionskirchen, die von der Theologie der Aufklärung und historisch greifbarer von der Politik des preußischen Königs ausging, auch eine neue Konfessionalisierung unter konfessionsbewussten Theologen lutherischer und reformierter Prägung wachgerufen hat. Seine Fragen, die er zur weiteren Bearbeitung empfiehlt (S. 282f), geben darauf keinen Hinweis. Immerhin fällt auf, dass er kritische Anfragen an die bisherige Konfessionalisierungsforschung formuliert. Diese Anfragen kommen mir wie besondere Aufgaben für die Historische Theologie vor, die sich in der Konfessionalisierungsdebatte doch die Themen stark von den Historikern vorgeben ließ. Es gibt ja Bedenken gegen die Konfessionalisierungsdebatte, „denn »allerdings verdrängt das Konzept der Konfessionalisierung die Frage nach der theologischen Wahrheit, Spiritualität und geleb-

te Frömmigkeit können damit nicht erfasst werden« (Dieter J. Weiß, S. 165).

Dieter J. Weiß, damals auf dem Weg von Bayreuth zu seinem heutigen Lehrstuhl in München, beleuchtet die große Bamberger Fronleichnamsprozession und zeigt damit Kontinuität vom Spätmittelalter bis ins 17. und 18. Jahrhundert hinein.

Harm Kluetting erörtert theologische Perspektiven der Debatte, die er in seinen Bericht über die Entwicklung einträgt. Provokant formuliert er: „Von den Historikern, die sich mit dem Phänomen der Konfessionen in der frühneuzeitlichen Geschichte Europas und überhaupt mit Fragen der Kirchen- und Religionsgeschichte befassen, ist die Re-Theologisierung ihrer Frageansätze zu erwarten. Es muss wieder mehr nach den Inhalten der Glaubensbekenntnisse und auch nach der rituellen Seite der Glaubensvollzüge gefragt werden“ (S. 64).

Robert Bireley möchte unter dem Begriff „Frühmoderner Katholizismus“ diese Epoche in der Geschichte der katholischen Kirche darstellen. Wolfgang Brückner nimmt die Epoche in einem vergleichenden Zugriff auf die populäre praxis pietatis in den Blick. Er betont die Differenz der drei mitteleuropäischen Bekenntnisse in der Sakramentsauffassung des Abendmahls. Günter Dippold stellt vor, wie die Spielräume für protestantische Glaubenspraxis und gemischtkonfessionelle Koexistenz in den Kommunen der Fürstbistümer Bamberg und Würzburg aussehen konnten: „Gescheiterte Koexistenz“ ist sein Stichwort. Auch Stefan Ehrenpreis widmet sich dem Stichwort „Mischkonfessionalität“ und gibt sich dabei auf die Ebene des dörflichen und gemeindlichen Raums.

Andreas Holzem, der das Konfessionalisierungskonzept ausführlich erörtert, mahnt eine stärkere Ausrichtung der Forschung auf die Praxis des kirchlichen und religiösen Lebens im sozialen und politischen Kontext unter dem Stichwort „Konfessionsgesellschaft“ an. Josef Johannes Schmid behandelt „Die »religio monarchica« als unbeachtetes Element der Konfessionalisierungsdebatte“.

Thomas Nicklas richtet den Blick nach Frankreich. Ludolf Pelizaeus blickt zur iberischen Halbinsel und den Kolonien.

Dirk Pfeifer, der auch den Diskussionsbericht formuliert hat, handelt über den Arminianismus und England und den Niederlanden, womit er aus seinem Promotionsvorhaben berichtet. Er betont jedoch, dass „bei der Beschäftigung mit dem Arminianismus im Rahmen der Konfessionalisierungsforschung noch viele Fragen offen“ sind (S. 234).

Thomas Brockmann untersucht das Thema: „Konfessioneller Fundamentalismus und Konfessionalisierung der Außenpolitik Ferdinands II. 1618–1630“ und diskutiert damit vor allem die von Heinz Schilling vorgelegten Ergebnisse. Er hebt deutlich hervor, dass die reichsrechtliche Begründbarkeit zu den Grundelementen der Ferdinandeischen Religionspolitik gehörte.

Alles in allem: Ein anregender Band zu einem Zentralthema, der hoffentlich dazu beiträgt, die Forschung anzuregen und weiterzuführen. Die Besprechung des Bandes kann an dieser Stelle nur eine Einladung zur eigenen Lektüre sein.

[2062]

*Rudolf Keller*

SCHUBERT, HERMANN FRIEDRICH: Ludwig Camerarius (1573–1651). Eine Biographie. – Die pfälzische Exilregierung im Dreißigjährigen Krieg. Ein Beitrag zur Geschichte des politischen Protestantismus. 2. Auflage. Mit Beiträgen zu Leben und Werk des Verfassers, hg. von Anton Schindling unter Mitarbeit von Markus Gerstmeier. – Münster: Aschendorff, 2013. – XV + 773 S., geb., Abb. – ISBN 978-3-402-13018-6.

Das hier anzudeigende umfangreiche Buch gilt dem Werk, dem Leben und der Wissenschaftsbiographie des Historikers Friedrich Hermann Schubert (1925–1973). Herausgegeben und mit einem Vorwort (S. VII–XI) versehen hat es der inzwischen emeritierte Tübinger Frühneuzeit-Histori-

ker Anton Schindling, ein Schüler des zunächst in München als Schnabel-Schüler bestens qualifizierten, dann kurzzeitig als Ordinarius in Kiel und schließlich in Frankfurt wirkenden Schubert.

Wesentlicher Bestandteil der vorliegenden Publikation ist eine Neuauflage der 1955 gedruckten Dissertation Schuberts über den kurpfälzischen Staatsmann und schwedischen Diplomaten Ludwig Camerarius. Dieses Werk hat in der deutschen Nachkriegshistoriographie Maßstäbe gesetzt, denn dem Verfasser glückte im Gewand der historischen Biographie eine Verbindung von ideen- und gelehrtengehistorischer Herangehensweise mit einem politik- und rechtsgeschichtlichen Ansatz. Das Ergebnis war eine umfassende Studie, die dem Verständnis von Vorgeschichte und Verlauf des Dreißigjährigen Krieges wichtige Impulse gab. Zudem erschloss Schubert nicht nur einschlägige Bestände aus verschiedenen deutschen Archiven, sondern leistete mit seinen Quellenstudien auch einen wichtigen Beitrag für den Brückenschlag deutscher und schwedischer Geschichtsschreibung. Am Beispiel seines Protagonisten gelang Schubert die Integration dieser unterschiedlichen Ansätze zu einem facettenreichen Gesamtbild der Epoche, denn immerhin darf Camerarius zu den Spitzenakteuren auf politisch-diplomatischem Parkett gezählt werden. Daneben trat er auch als politischer Publizist erfolgreich in Erscheinung.

Ludwig Camerarius (1573–1651) wurde 1598 Rat der pfälzischen Wittelsbacher in Heidelberg und stieg dann in das leitende Regierungsgremium der Kurpfalz auf. An Vorbereitung und Durchführung der Annahme der böhmischen Königskrone durch Friedrich V. von der Pfalz war er maßgeblich beteiligt und folgte seinem Landesherrn nach der Niederlage auch ins niederländische Exil nach Den Haag. Nicht nur die pfälzischen Ambitionen im Konzert der europäischen Mächte, sondern vor allem die in den Kategorien des Religionskonfliktes verfolgte Kriegs- und Bündnispolitik der pfälzischen

Exilregierung wurden seither wesentlich von Camerarius als deren Leiter verantwortet. Der vielfach von der ligistisch-kaiserlichen Seite angefeindete und teils auch im protestantischen Europa nicht unumstrittene Camerarius verfolgte schon früh und weitsichtig eine Annäherung an den jungen Schwedenkönig. Auch der erkannte seinerseits sehr bald den Wert des kurpfälzischen Exilpolitikers und ernannte ihn bereits 1626 zu seinem Bevollmächtigten bei den Generalstaaten. Ab 1629 war Camerarius schließlich Gesandter Gustav Adolfs, er gehört damit zu den Spitzendiplomaten in der Frühzeit schwedischer Großmachtpolitik.

In eigentlichem Kontrast zu seinem politisch-diplomatischen Wirken, das in weit gesteckten Kriegszielen gipfelte, steht die Gelehrtennatur des Camerarius. Die Herkunft aus dem melanchthonisch geprägten Milieu des Späthumanismus, dem traditionell an einer Überwindung der innerprotestantischen Bekenntnisgräben gelegen war, leitete ihn lebenslang. Sein Großvater Joachim zählte zum engsten Freundeskreis Melanchthons und so standen dem Enkel die philippistisch-kryptocalvinistischen Auseinandersetzungen des späten 16. Jahrhunderts unmittelbar vor Augen. Die Sicherung des allgemein-protestantischen, irenischen Erbes seines Ahnherrn wurde neben seinem öffentlichen Wirken zur zweiten Lebensaufgabe. Mit der aus seiner Sammeltätigkeit erwachsenen „Collectio Camerariana“ (heute in der Bayerischen Staatsbibliothek in München) hat sich ein bedeutender Quellenfundus aus diesem geistigen Umfeld erhalten. Sichtbarer Ausdruck dieser Geisteshaltung von Camerarius ist auch der – seinerzeit aus mehreren Gründen nicht selbstverständliche – Wechsel aus dem Dienst des calvinistischen Kurfürsten von der Pfalz in den Dienst des lutherischen Schwedenkönigs, in dem er bis 1641 verblieb. Die letzten zehn Jahre seines Lebens suchte er an seinem neuen Wohnort Groningen die Nähe zu gelehrten Kreisen, pflegte weiterhin eine umfangreiche Korrespondenz und widmete sich seiner Sammel-

tätigkeit. Ganz am Ende seines Lebens (1651) konnte Camerarius sogar nach Heidelberg zurückkehren.

Die Dissertation von Schubert wurde 1952 durch Schnabel äußerst positiv begutachtet, er attestierte der Studie einen „dauernden Wert“ (S. 640), außerdem gehe „durch das Ganze ein großer Zug“ (ebd.). Auch das Echo in den wissenschaftlichen Besprechungen war überwiegend positiv, so schloss der österreichische Historiker Harald Zimmermann seine Rezension mit dem Urteil, es handele sich bei der Arbeit um „eine höchst wertvolle Bereicherung des historischen Wissens dieser Zeit“ (MIÖG 65 [1957], S. 188), der Historiker Hellmut Kretzschmar lobte mit den Worten: „Die sorgfältige Darstellung zeigt alle Vorzüge an Akribie und Blickweite der Schule, aus der sie hervorgegangen ist; sie bereichert das Bild einer bedeutenden Übergangszeit unserer deutschen Geschichte mit Sorgfalt und Sachkenntnis“ (HZ 183 [1957], S. 608). Doch hielt Kretzschmar zu Beginn der selben Rezension auch die „breit ausladende[r], aber nicht ermüdende[r] Darstellung“ (ebd., S. 606) fest, die schließlich Dieter Albrecht in seiner Besprechung als Monitum in dem Satz ausformulierte: „Bedauerlich ist nur, daß der Vf. seiner Eloquenz oft allzu freie Bahn läßt, der Umfang des Buches wächst dadurch ungebührlich an und dem ermatte-ten Leser wird es erschwert, zu den Hauptlinien vorzudringen“ (ZBLG 19 [1956], S. 618). Den inhaltlichen Gesamtertrag wertete der Historiker Walther Hubatsch kritischer, wenn er in seiner Rezension unter anderem ausführte, Camerarius sei weniger ein Staatsmann, vielmehr ein „Ratsstubenpolitiker“ und dann fortfährt: „‘Pedantisch‘ ist der Lieblingsausdruck des Verf. für Camerarius, dessen Charakter und Ernst dadurch jedoch noch unterstrichen werden. Sonst vermag uns der Biograph aus dem verstreuten Nachlaß und den amtlichen Aktenstößen nur wenige menschliche Züge mitzuteilen“ (ARG 50 [1959], S. 138). Folgerichtig schließt Hubatsch: „Im ganzen scheint mir

die Person und Tätigkeit des Camerarius etwas überbewertet und der Ertrag der Arbeit neben der Aufbereitung eines vielschichtigen Materials ebenso in zahlreichen, für die spätere Forschung wichtigen Einzelzügen zu bestehen“ (ebd., S. 139).

Die hiermit vorliegende zweite Auflage dieser Monographie (S. 1–456) wird im Band durch einige weitere Aufsätze ergänzt. Dazu zählt ein umfangreicher Aufsatz Schuberts, der flankierend zu den Ergebnissen der Dissertation 1954 in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins publiziert („Die pfälzische Exilregierung im Dreißigjährigen Krieg“) und nun nachgedruckt wurde (S. 491–585). In ihm arbeitet Schubert das Ineinander und Nebeneinander dynastisch-legitimistischer und konfessioneller Momente – letzteres vor allem bei Camerarius – sowie sonstiger kriegspolitischer Ziele während des Dreißigjährigen Krieges heraus. Der anschließende Beitrag von Frieder Hepp thematisiert mehrere Bildmedien, die die Annahme und den Verlust der böhmischen Königskrone durch den pfälzischen Wittelsbacher Friedrich V. zum Thema haben („Das ‚böhmische Abenteuer‘ Friedrichs V. von der Pfalz im Spiegel zeitgenössischer Flugblätter, Bilder und Medaillen“, S. 589–608 und Farbtafeln S. 457–487).

Die übrigen Beiträge widmen sich dem wissenschaftlichen Lebenswerk und der Biographie Schuberts. Den Anfang macht hier Gerhard Menk mit „Friedrich Hermann Schubert (1925–1973): Vom Schüler Franz Schnabels zum präsumtiven Erben Gerhard Ritters“ (S. 609–684). Daran schließt sich ein „Verzeichnis der Publikationen Friedrich Hermann Schuberts“ an (S. 685–692), das Gerhard Menk und Markus Gerstmeier zu-

sammengestellt haben. Dem Vater des Historikers und damit dessen biographischem Umfeld und seiner geistigen Prägung widmet sich Markus Gerstmeier in dem Beitrag „Otto Schubert (1878–1968), Architekt, Bauhistoriker und Ordinarius an der Technischen Hochschule Dresden sowie intellektuell und weltanschaulich (vor-)prägende Persönlichkeit für seinen Sohn Friedrich Hermann Schubert“ (S. 693–703). Andreas Kappelmayer geht in „Die Rezeption von Friedrich Hermann Schuberts ‚Camerarius‘ (1955) in Deutschland und Schweden“ (S. 705–721) der unterschiedlichen Aufnahme des Schubertschen Werkes in der deutschen und skandinavischen Forschung nach, was an der jeweils vorherrschenden Wissenschaftskultur in den beiden Ländern lag. Notker Hammerstein schließt den Band mit dem Beitrag „Friedrich Hermann Schubert in Frankfurt am Main (1968 bis 1973): Biographische Anmerkungen zum Schicksal eines deutschen Universitätsprofessors in schwieriger Zeit“ (S. 723–735) ab, wobei es schwerpunktmäßig um Schuberts Haltung zu den seinerzeit revoltierenden Studenten geht.

Der interessante Band bietet einen sehr lohnenden Neuabdruck von Schuberts Dissertation mit begleitendem Aufsatz, die sich beide mit den geistigen, konfessionellen und politischen Hintergründen des Dreißigjährigen Krieges auf der Basis reichen Quellenstudiums beschäftigen. Das Buch, in dem leider einige (sachlich störende) Tippfehler stehen geblieben sind, wird mit einem Orts- und Personenregister sowie einem Bildteil zu Schubert abgerundet. [2063]

*Andreas Gößner*

### 1.3. 19./20. Jahrhundert/Zeitgeschichte (Nr. 2064–2066)

Hund: Augustana-Jubiläum 1830 (Keller) (Nr. 2064). – Arnold: Albert Schweitzer. Les années alsaciennes (1875–1913) (Wolf) (Nr. 2065). – Althaus, Paul – Barth, Karl – Brunner, Emil: Briefwechsel 1922 – 1966, hg. Von Gotthard Jasper (Dietz) (Nr. 2066).

**HUND, JOHANNES:** Das Augustana-Jubiläum von 1830 im Kontext von Kirchenpolitik, Theologie und kirchlichem Leben. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2016 (= VIEG 242). – 684 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-525-10147-6.

Eine gewichtige Publikation, die sich nicht im Vorbeieilen studieren lässt, allein schon des Umfangs wegen. Der Autor will das Augustana-Jubiläum im Kontext untersuchen. „Wenn in dieser Studie das Jubiläum der Confessio Augustana im 19. Jahrhundert in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rückt, so verdankt sich das auch der Einsicht, dass unser Zugang zu den Wurzeln des evangelischen Glaubens im 16. Jahrhundert bereits über eine fast fünfhundertjährige Memorialgeschichte verfügt, die ganz wesentlich unser Bild der Reformationsgeschichte bestimmt und formt, und die bei jedem neuen Erinnern und in ganz besonderer Weise bei Jubiläen mit zu bedenken ist. Das 19. Jahrhundert mit seinem Ringen um das richtige Verhältnis zur reformatorischen Tradition stellt in diesem Kontext vielleicht den wichtigsten Bezugspunkt für die bevorstehenden Reformationsjubiläen 2017 und 2030 dar. Denn bereits im Jahre 1830 waren alle modernen Positionen zum Umgang mit der reformatorischen Bekenntnstradition entwickelt, die noch heute die kirchlichen und theologischen Diskussionslandschaften bestimmen...“ (S. 9). Immerhin ist inzwischen die Erfahrung mit dem Jahr 2017 schon in unser aller Gedächtnis intensiv eingepreßt und so oder so wirksam.

Johannes Hund möchte die „rezeptionsgeschichtlich orientierte Frage nach den Orten, Begriffen, Ereignissen, Institutionen und Texten, an denen sich das kollektive Ge-

dächtnis einer sozialen Gruppe manifestiert, eben die nach den Erinnerungsorten“ zum Gegenstand seines Interesses machen (S. 11). Seine „Studie möchte einen Beitrag leisten zum Transfer der Fragestellungen der historischen Jubiläumforschung in die Kirchen- und Theologiegeschichte, der seit einigen Jahren stattfindet“ (S. 13). Fünf Regionen greift er heraus, an denen er exemplarisch seine Forschungen durchführt: das Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, die Freie und Hansestadt Hamburg, das Königreich Bayern, die preußische Provinz Sachsen und das Königreich Sachsen. Außerdem blickt er über die Grenzen auf das Geschehen außerhalb des Deutschen Bundes. Jede dieser Regionen wird genau dargestellt mit ihrer Vorgeschichte und der jeweiligen historischen und geistigen Prägung und in Kenntnis der genauen politischen Situation, die ja örtlich in jedem Gebiet durchaus sehr verschieden war. Damit soll abgesichert werden, dass man verstehen kann, was die besonderen Schritte der Vorbereitung und Durchführung der Jubiläumsfeierlichkeiten konkret bedeuten. Eine große Informationsfülle wird hier vor dem Leser ausgebreitet.

Im Schlusskapitel werden dann die Ergebnisse zusammengefasst. Die ausführlich dargestellte Vorgeschichte ändert nichts daran, dass in den beschriebenen Gebieten im Jahr 1830 die Entwicklungen keineswegs einen Abschluss fanden, sondern dass dies Jubiläum mehrfach den Stein der konfessionellen Entwicklung erst ins Rollen oder zur Beschleunigung gebracht hat. Darauf kann Hund verständlicherweise nicht wirklich eingehen, sondern er belässt es bei Andeutungen. Immer wieder versucht er, durch den internen Vergleich zwischen den benannten Territorien manche Fakten klarer zu konturieren.

So kommt ein Band zustande, in dem man sehr viel lernen kann und der beim Jubiläum von 2030 von großem Nutzen sein wird. Ein ausführliches Verzeichnis der benutzten Quellen und der Literatur und die wichtigen Register schließen den Band ab. So bekommt man Hilfen, den Weg in die persönlichen und geographischen Details schnell zu finden, was in einem derart voluminösen Band sehr wichtig ist. Dies Forschungsprojekt ist durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert worden und von der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz als Habilitationsschrift angenommen worden. So ist es nur folgerichtig, dass der Band in der bezeichneten Veröffentlichungsreihe erschienen ist.

Anmerken kann man trotz aller dieser Respekt gebietenden Hinweise, dass dem Band eine letzte germanistische Durchsicht gutgetan hätte. Neben schlichten Druckfehlern gibt es immer wieder Stellen, an denen irgendwelche Änderungen im Satzbau nicht auf jedes Wort des Satzes durchgezogen werden. Das sind bekannte Fehler, die auch der Computer nicht verhindern, sondern eher noch fördern kann. (Z.B. ist auf S. 111, Zeile 2 ein unverständliches Wort „fer“ entstanden.) Im Literaturverzeichnis ist beispielsweise nicht aufgenommen, was auf S. 107, Anm. 246 zitiert wird: Herbst, Karl von Hase als Kirchenhistoriker. Die Gesammelten Aufsätze von Anneliese Sprengler-Ruppenthal (S. 109, Anm. 1) findet man im Literaturverzeichnis nicht. S. 606: PDE 1 ist von Renate Wittern (nicht Wittram[!]) herausgegeben worden. Das sind zufällige Befunde, die sich bei der Lektüre ergeben haben. Der Rezensent liest ja nicht im Hinblick auf Fehlersuche, sondern im Bemühen um das Verständnis des Inhalts. – Deutlicher hätte man achten können auf die Frage, was welches Wort damals anders bedeutete als heute. Was muss man sich vorstellen, wenn von „das Musikchor“ (S. 544) gesprochen wird? Daneben ist öfter von Sängerkhor die Rede. Sollte dahinter nicht „das Musik-

corps“, also vielleicht ein weltliches oder militärisches Blasorchester, stehen? Kirchliche Posaunenchöre im später bekannt gewordenen Sinn gab es ja noch nicht. – Der „Diaconus“ im kirchlichen Leben vergangener Jahrhunderte ist eben nicht identisch mit dem, was wir heute normalerweise unter „Diakon“ verstehen. Hund verwendet ohne Erläuterung nur den Begriff „Diakon“. Pfarrestrukturen werden auf diesem Weg nicht verdeutlicht. Damit befindet er sich zwar in zahlreicher Gesellschaft unter den Historikern, aber das entschuldigt die Sache nicht. So werden Missverständnisse bei der Benutzung des Buchs vorbereitet. – Die Kategorie „vermutlich“ verbietet sich m.E. eigentlich für Historiker. Was man nur vermutet, ist nicht historisch verifizierbar. Das Verhältnis eines Rigaer Lehrers zu den reformatorischen Bekenntnisschriften sei „vermutlich reserviert bis distanziert“. Er habe dieses Thema in seiner Veröffentlichung unberührt gelassen, „weil es ihm vermutlich Probleme mit der Dorpater Zensur eingebracht hätte“ (S. 537). So werden Leser auf eine Spur gesetzt, die der Autor selbst „unberührt“ ließ. – Wo Hinweise auf die „altlutherische“ Kirche in Preußen gegeben werden, was sachlich ja mehrfach hierher gehört, gibt es nur den immer wiederkehrenden Literaturhinweis auf einen einzigen Aufsatz des Verfassers zur Sache. Das entspricht nicht dem Stand der Forschung zu Einzelheiten. Das ganze Gebiet Preußen wird – das sei festgehalten – in dem Band nicht besprochen.

Man könnte nun auf viele Einzelfragen zu den Territorien eingehen. Aber das würde den Rahmen einer Rezension sprengen. Im Kapitel über Bayern, das uns in der Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte natürlich besonders interessieren muss und das in hier bekannte Gefilde führt, fehlt dem Rezensenten in dieser Betrachtung manches. Dass es keineswegs ein breiter Weg war, der zum „konfessionellen Luthertum“ in Bayern führte, sondern ein hart umkämpfter schmaler, kommt nicht deutlich genug zum Ausdruck. Bekanntlich dauerte es bis 1824,

bis die „protestantische Gesamtgemeinde“ im noch jungen Königreich sich überhaupt „Kirche“ nennen durfte. Die Konfessionsbezeichnung „evangelisch-lutherisch“ wurde erst viel später genehmigt. Natürlich ist die Grenzmarke des Jahres 1830 verständlich und einleuchtend, aber in den allgemeinen Hinweisen auf die weitere Entwicklung hätten doch Löhle und Harleß in ihrem Mit- und Gegeneinander wenigstens gestreift werden sollen. Löhles Examensbewertung durch die kirchenleitenden Prüfer hätte übrigens genau im untersuchten Zeitraum beleuchtet werden können, wie „Mystiker“ marginalisiert wurden. Die Literatur, auf die Hund zu Bayern zurückgreift, ist schmal begrenzt und teilweise schon älteren Datums, gelegentlich auch nicht unwidersprochen. Es gibt im Literaturverzeichnis auch Titel, die in den Fußnoten nicht erwähnt, geschweige denn ausgewertet werden. Interessant ist die Außenwahrnehmung über die Lage in Bayern, die in Sachsen-Weimar-Eisenach (S. 100f) beobachtet wird.

Der Band ist sehr umfangreich und keine leichte Lektüre. Auf Seite 600 endet die Darstellung! Das liegt aber teilweise auch daran, dass sehr breite Redundanzen zu lesen sind. Im Kapitel der Ergebnisse steht vieles, was längst schon gesagt war, denn auch jedes einzelne Kapitel endet mit „Auswertung und Ertrag“. Manches hätte gestrafft werden können. Durch viele anregende Gedankenimpulse wird die Lektüre des umfangreichen Bandes insgesamt durchaus gelohnt. Manche historische Analysen erinnern den Leser unbemerkt und nebenbei an heute aktuelle Fragestellungen. Was in der Aufklärungszeit gedanklich entwickelt und andererseits von Gegenstimmen abgelehnt wurde, taucht bekanntlich manchmal heute in anderem Gewand als neue Erkenntnis wieder auf. Ob und wie künftige Jubiläumsvorbereitungen von diesen Forschungen Gebrauch machen werden, wird sich erst in der Zukunft zeigen.

[2064]

*Rudolf Keller*

ARNOLD, MATHIEU: Albert Schweitzer – Les années alsaciennes (1875–1913). – Strasbourg: La Nuée Bleue, 2013. – 284 S., brosch., zahlreiche sw-Abb. – ISBN 978-2-7165-0818-6.

In der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Leben und Werk Albert Schweitzers gilt seit langem als ausgemacht, dass 1913 als entscheidende Zäsur im Leben des Elsässers anzusehen ist. Strittig ist allerdings, ob dieses Datum als Bruch oder Kontinuum in seiner Entwicklung zu gelten hat: ein Teil seiner Biographen geht von einer linearen Entwicklung aus bis zu seiner Entscheidung, nach Afrika auszuwandern. Mit der Aufnahme des Medizinstudiums habe er ein bereits 1896 gegebenes Versprechen eingelöst. Neuere Biographien haben dieser Interpretation widersprochen, da seine berufliche Entwicklung weit komplexer verlaufen sei. Außerdem wurde Schweitzer vorgeworfen, er habe unter Umgehung von Rückschlägen sein Leben als einzige harmonische Erfolgsgeschichte stilisiert.

Nach der Auswertung neuerer Quelleneditionen (Schweitzers Predigten, sein Briefwechsel mit Helene Bresslau sowie seiner Vorlesungen) und der sorgfältigen Bearbeitung ungedruckter Quellen, die im Zentralarchiv Albert Schweitzer in Günsbach/Oberelsass, im Straßburger Universitätsarchiv, in Kirchenarchiven und dem Archiv der Pariser Missionsgesellschaft liegen) und einer Reihe von Vorstudien zeigt Matthieu Arnold, Prof. für Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Universität Straßburg (seit 1997), einen eher unbekanntem jungen Schweitzer – den schüchternen Schüler, den zurückgezogenen Studenten. In langen Jahren des Suchens und Zweifels über seinen zukünftigen Werdegang war Schweitzer Pfarrer, Universitätsdozent, Musiker, bevor er Mediziner wurde. Arnold zeichnet Schweitzers Entscheidung, Arzt in Afrika zu werden, in seine Grundüberzeugung ein, wie er mit einem rein humanitären Projekt im Dienst Jesu stehen könne. Und

diese Entscheidung bedeutete ein echtes persönliches Opfer, das sich in dieser Sichtweise auch an dem vielfältigen Unverständnis seines Umfeldes ablesen lässt. Arnold veräumt auch nicht, den jungen Schweitzer in dem historischen Kontext des Reichslandes Elsass-Lothringen zu verorten.

Im I. Teil (Kindheit, Schul- und Studienzeit, S. 19–61) beschränkt sich der Arnold keineswegs nur auf eine Paraphrase der Autobiographie „Erinnerungen an meine Kindheit“ (von 1924), sondern bemüht sich auch um eine Spurensuche in Schweitzers Predigten. Im Anschluss an eine interessante Nachzeichnung des Stammbaums der Schweitzer und Schillinger (Adele Schillinger war Schweitzers Mutter) skizziert Arnold den Charakter des jungen Schweitzer. Er war eher schüchtern und verschlossen, während er selbst seinem Großvater mütterlicherseits die Vererbung von Leidenschaftlichkeit und Hitzköpfigkeit zuschreibt. Die Trennung von seiner Familie und der ländlichen Heimat nach seinem Wechsel auf das Gymnasium in Mülhausen bewirkte zunächst einen Leistungsabfall, aus dem ihn vorbildliche Lehrer befreiten. Das Abitur bestand er 1893 mit befriedigenden Noten und einer besonderen Erwähnung seiner Geschichtskenntnisse.

Seine Begeisterung für das Orgelspiel ist aus dem Gottesdienst erwachsen – bereits mit neun Jahren konnte er den Organisten in Günsbach vertreten. In Mülhausen erhielt er Unterricht bei Eugen Münch, dem Organisten an St. Stephan. Schweitzers Mitgefühl mit der leidenden Kreatur reicht bereits in seine frühe Jugend zurück als eine Art Vorstufe zu seiner späteren Maxime der Ehrfurcht vor dem Leben.

Mit einer detaillierten Beschreibung der städtebaulichen Veränderungen in Straßburg nach 1870, vor allem der Universitätsgebäude an der Kaiser-Wilhelms-Allee leitet der Autor geschickt über zu den Studienjahren Schweitzers an der 1872 eröffneten Reichsuniversität (S. 41–61) mit sieben Lehrstühlen für protestantische Theologie, deren

Inhaber Vorlesungen ab 1884 in dem neu errichteten Collegiengebäude (Palais Universitaire) abhalten konnten. Schweitzers autobiographische Aufzeichnungen lassen nach Arnold nicht erkennen, ob er sein Doppelstudium (Theologie/Philosophie) mit dem Ziel aufgenommen hat, Pfarrer zu werden oder eine akademische Laufbahn anzustreben.

Besonders hervorzuheben ist Arnolds gelungene Präsentation der Theologieprofessoren, unter denen vor allem der Exeget Heinrich Julius Holtzmann herausragt. Schweitzer interessierte sich früh für Holtzmanns Jesusforschung im Kontext der Eschatologie. Entgegen seinem Lehrer hat Schweitzer Jesu Rede von der Ankunft des Gottesreiches als genuin betrachtet.

1889/99 hörte der Student Vorlesungen in Philosophie an der Sorbonne in Paris und hatte Orgelstunden bei Charles-Marie Widor. An der Theologischen Fakultät in Paris hörte er beim Dogmatiker Auguste Sabatier und Eugène Ménégoz.

Einer wohlwollenden Empfehlung von Holtzmann konnte Schweitzer die Tatsache verdanken, dass seine philosophische Promotionschrift über Kant wie seine späteren Werke (seine Biographie über Bach ausgenommen) bei Mohr Siebeck in Tübingen gedruckt worden sind. In seiner theologischen Habilitationsschrift „Das Messianitäts- und Leidensgeheimnis Jesu“ (1901) verknüpfte Schweitzer die Vorstellung von Jesu Messianität im Kontext des bevorstehenden Gottesreiches mit der Vorstellung, dass sein Tod Bestandteil der Heilsgeschichte sei. Als erstaunlich und bewundernswert schätzt Arnold, dass Holtzmann trotz gegensätzlicher Positionen Schweitzer an der Theologischen Fakultät förderte.

Der umfangreiche zweite Teil (S. 63–158) widmet sich dem „Universalmenschen“ Schweitzer – bezogen auf die arbeitsintensive Zeit seiner vielfältigen Tätigkeit als Pfarrer, Universitätsdozent, ab 1903 gleichzeitig als Direktor des traditionsreichen Thomas-Stifts, bevor er 1906 sein Medizinstudium



aufgenommen hat. Aufgrund seiner enormen Schaffenskraft perfektionierte er zudem seine Ausbildung zum Organisten und seine Kenntnisse in der Orgelbaukunst.

Wie Arnold herausstellt, kontrastierten sein wissenschaftlicher Erfolg und sein beachtlicher Ruf als Prediger mit seinem gesellschaftlichen Status: an der Universität blieb er Privatdozent, an der Straßburger St. Nikolaus-Gemeinde, der kleinsten protestantischen Gemeinde *intra muros*, einfacher Vikar (ab 1900). Arnold stellt fest, dass Schweitzer nur vereinzelt zu Kasualien herangezogen wurde, die sich ihm wesentlich von den beiden Pfarrstelleninhabern Gerold und Knittel teilten. Nach gründlicher Überprüfung an den Predigten Schweitzers kann Arnold die irrierte Auffassung korrigieren, dass der Vikar lediglich die Betstunde am Sonntag Nachmittag zu halten hatte: mehr als 160 Predigten im Vormittagsgottesdienst (im Zeitraum zwischen 1906 und 1912) stehen dagegen. Auffällig ist nach Arnold, dass Schweitzers Biographen kaum Interesse an Inhalt und Stil seiner fast vollständig schriftlich ausgearbeiteten Predigten hatten. Entsprechend ausführlich lässt Arnold hier den Prediger zu Wort kommen (S. 69–110). Der Hauptakzent seiner Predigten, die auch aktuelle Gegenwartsprobleme einbezogen haben, lag auf der ethischen Ausrichtung der neutestamentlichen Botschaft Jesu, weil ihm Dogmen lediglich als „Gleichnisse“ der göttlichen Wahrheit galten. Seine Oster- wie Himmelfahrtspredigten mit der spirituellen Deutung von Auferstehung und Himmelfahrt sind Beispiele für Schweitzers liberale Ansichten. Gelegentlich ließ Schweitzer seine Gemeinde an den Erkenntnissen seiner wissenschaftlichen Forschung teilhaben (Predigt über Mt. 16,13–20). Mehr als den historischen Jesus interessierte Schweitzer die Frage, wer Jesus heute für jeden einzelnen Christen sei. In der Predigt vom 7. Februar 1909 über 1. Kor 12,3 (wie auch in der Vorlesung vom 13. Februar 1912) entdeckt Arnold, dass Schweitzers später berühmte Maxime von der „Ehr-

furcht vor dem Leben“ in der „Ehrfurcht vor Jesus“ (S. 85) ihre Wurzel hat. Ethisches Handeln heißt für Schweitzer Mitarbeit am Reiche Gottes. Selbst in Trauansprachen akzentuierte er weniger die Beziehungen des Brautpaares zueinander als deren beider Dienst an anderen – so bei der Trauung von Elly Knapp und Theodor Heuss (im Jahre 1912). Entsprechend kritisch äußert sich Schweitzer gegen Luthers Geringschätzung des Jakobusbriefes. Gegenüber der häufig geäußerten Beurteilung von Schweitzers Predigten als apolitisch versteht es Arnold, überzeugend zu differenzieren: Schweitzer ließ sich zwar von keiner politischen Partei vereinnahmen, er bezog aber pointierte Stellung, wenn es um die Kritik am Nationalismus und die verheerenden Auswirkungen des Kolonialismus ging. Arnold resümiert zu Schweitzers Predigten: 1. sie lassen keinen Gegensatz zwischen Glaube/Frömmigkeit und Vernunft zu; 2. sie sind frei von konfessioneller Polemik und lassen seine Öffnung für die Ökumene erkennen.

Schweitzers Tätigkeit als Privatdozent (1902–1912) ohne administrative Verpflichtungen erhellt Arnold im Rahmen einer ausführlichen Präsentation des Lehrkörpers, dessen Mitglieder teilweise seine eigenen Lehrer gewesen sind (so Holtzmann, von Dobschütz, Lobstein, Anrich und Ficker) (S. 115–136). Schweitzer hat seine Vorlesungen sorgfältig ausgearbeitet und bevorzugt über das Markusevangelium gelesen, u.a. auch über den Galater- und die Pastoralbriefe, während die großen paulinischen Briefe den Lehrstuhlinhabern vorbehalten waren.

Der Briefwechsel mit Helene Bresslau gibt interessante Einblicke in Schweitzers Arbeitsweise im Vorfeld seiner großen Veröffentlichungen (z.B. der Geschichte der Leben-Jesu-Forschung von 1906), die mehrere Auflagen in der deutschen Fassung erlebte, auf Französisch jedoch nie erschien. Über sein bleibendes Verdienst hinaus, die Unmöglichkeit einer Rekonstruktion des Lebens Jesu auf biblischer Grundlage ein für alle Mal bewiesen zu haben, bleibt anzu-

erkennen, dass Schweitzer Jesus im Kontext des zeitgenössischen Judentums verankert hat. In seiner „Geschichte der paulinischen Forschung von der Reformation bis auf die Gegenwart“ (1911) wandte sich Schweitzer gegen die Vertreter der Religionsgeschichtlichen Schule (Reitzenstein), die Paulus in die Nähe der Mysterienreligionen rückten. Die Heilslehre des Völkerapostels lässt sich nach Schweitzer allein aus der jüdischen Eschatologie heraus entwickeln.

Die Frage, ob Schweitzer eine Universitätskarriere anstrebte oder nicht, ist entscheidend für die Beurteilung seines Aufbruchs nach Afrika. Entweder hat er mit dieser Neuausrichtung seines Lebens ein großes Opfer gebracht oder „aus Kränkung“ (S. 131) über die Aussichtslosigkeit einer akademischen Beförderung diesen Schritt unternommen. Arnold interpretiert Schweitzers Entscheidung als bewussten Verzicht, der ihm Freiraum ließ für seine beiden anderen Leidenschaften – Predigt und Musik.

Den Bach- und Orgelspezialisten stellt Arnold im Zusammenhang mit der Wiederentdeckung des Leipziger Thomaskantors in Deutschland und Frankreich vor (S. 137–158) und geht dabei näher auch auf Charles-Marie Widor (Organist an St.-Sulpice in Paris) ein. Im Rahmen seiner Konzertreisen kam Schweitzer auch nach Barcelona, wo er sich einsetzt über das geringe „Mitleiden“ der Einwohner mit den Tieren (Stierkämpfe) äußerte. In der Straßburger Thomaskirche begründete er 1907 die Tradition der Orgelkonzerte zu Bachs Todestag, wobei die Erwähnung von Schweitzers Kampf für die Erhaltung der Silbermannorgeln im Elsass nicht fehlen darf.

Der mit „Berufung“ titulierte dritte Teil (S. 159–244) gilt der Entscheidung Schweitzers für ein Leben in Afrika und dem vorausgehenden Medizinstudium. Arnold hinterfragt dazu kritisch Schweitzers Angaben in seinen autobiographischen Schriften und erhellt den Anteil Helene Bresslaus an dieser Entscheidung, die weniger als plötzliche Wendung, vielmehr jedoch als lang-

same und schmerzliche Entwicklung zu deuten ist, wie dies etwa auch für Luther und Calvin zutraf. In den Jahren 1902 und 1905 hatte Schweitzer als Lebensaufgabe die Ausbildung junger Geistlicher oder die pädagogische Betreuung verwahrloster Jugendlicher im Blick. Zu Recht hebt Arnold hervor, dass er bei der Missionsarbeit in Afrika neben der Linderung von Leiden die Erziehung von Jugendlichen im Auge hatte. Erst nach dem Scheitern dieser Alternativpläne reifte Schweitzers Perspektive für Afrika langsam heran (im Jahr 1905). Zunächst bewarb er sich als Missionar ohne medizinische Kenntnisse. Diesen Gedanken einer missionarischen Sendung gab er auch dann nicht auf, als er sich für das medizinische Vollstudium entschlossen hatte. Sowohl seine Predigten wie sein Briefwechsel bezeugen, dass es Schweitzer primär eben nicht um die Bekehrung von Afrikanern ging, sondern um die Eindämmung des „Heidentums“ und der Ausbreitung des Islam. Der humanitäre Dienst im Geiste Jesu war das ausschlaggebende Motiv – fernab jeder Unterstellung einer Enttäuschung im Hinblick auf seine wissenschaftliche Karriere.

Helene Bresslau, Tochter des Straßburger Historikers Prof. Harry Bresslau, war Schweitzers „treue Begleiterin“ (S. 181–203). Im März 1902 verschieden sich beide in einem Freundschaftspakt (unter Ausschluss eines Eheversprechens) einem humanitären Dienst. Im Januar 1909 trafen beide die Entscheidung, gemeinsam nach Afrika zu gehen, damit wohl auch zur vorausgehenden Eheschließung (1912). Auch hier ist von der freiwilligen Zustimmung der Ehepartnerin auszugehen.

Die beiden letzten Kapitel konzentrieren sich auf Schweitzers Medizinstudium mit einer prägnanten Vorstellung des medizinischen Lehrkörpers (von 1905 bis 1913) und auf die Vorbereitungen zu seiner Ausreise (S. 205–244). Der Aufbruch in den Kongo verlangte Schweitzer gehörige Standhaftigkeit ab gegenüber den von der Pariser Missionsgesellschaft bereiteten Schwierigkeiten,

die sich eher auf seine theologischen Ansichten als auf seine Nationalität bezogen.

Ein chronologischer Abriss im Kontext der Zeitgeschichte, ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis (einschließlich Schriftenverzeichnis Schweitzers) und ein sorgfältiger Anmerkungsapparat (S. 271–184) beschließen dieses beachtliche wie glänzend geschriebene Werk, dessen reichhaltige neue Erkenntnisse der Leser am Schluss gern noch einmal gebündelt gelesen hätte. Besondere Erwähnung verdienen die aussagekräftigen schwarz-weiß Fotografien, die durchdacht platziert den Text begleiten und illustrieren. Man kann dem Autor wie seinem Werk nur wünschen, dass eine Übersetzung ins Deutsche einen noch größeren Leserkreis finden möge! [2065]

*Gerhard Philipp Wolf*

**ALTHAUS, PAUL / BARTH, KARL / BRUNNER, EMIL:** Briefwechsel 1922 – 1966, hg. von Gotthard Jasper. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2015. – 184 S., geb., Festumschlag. – ISBN 978-3-525-55091-5.

Die Veröffentlichung des Briefwechsels des lutherischen Theologen Paul Althaus mit den beiden Schweizer Reformierten Karl Barth und Emil Brunner bietet dem heutigen Leser die Chance, über vierzig Jahre lebendige Theologiegeschichte aus Sicht der Beteiligten mitvollziehen zu können. Brunner und Althaus lernen sich 1925 kennen und beginnen eine kollegiale Freundschaft. Beide arbeiten einige Jahre an einem konstruktiven Verhältnis von Dialektischer und Lutherischer Theologie.

Das Verhältnis von Althaus und Barth bleibt fachlich und deutlich distanzierter. Die wechselseitige Wahrnehmung des theologischen Denkens findet in kritischen Besprechungen ihrer Werke Ausdruck, auf die im Briefwechsel Bezug genommen wird. Zu einer kritischen Besprechung von Althaus bemerkt Barth: „ganz ohne Mord und Totschlag scheint es bei keiner Besprechung ab-

zugehen, auch wenn man den besten Willen hat, den anderen zu verstehen.“ (S. 13) Vor allem für Barth ist die inhaltliche Schärfe Teil des gemeinsamen Ringens um die Wahrheit, etwa wenn er eine Polemik gegen Karl Holl einleitet mit den Worten: „Wenn ich einen Augenblick weiter ‚schimpfen‘ darf (es dient vielleicht zur Klärung) ...“ (S. 21f). Deutlich zögernder zeigt sich Althaus in seiner Einschätzung Barths: „Bei dem Abfassen des Aufsatzes hat mich die Frage oft bedrängt, ob ich Sie in dem, was Sie eigentlich sagen wollen, schon verstanden habe. Möchten Sie sich durch das Bild, das ich von Ihren Gedanken entwerfe, nicht zu sehr entstellt fühlen!“ (S. 14)

Der Briefwechsel reflektiert auch die allmählichen theologischen Entwicklungen der Theologen. So räumen Althaus wie Brunner bereitwillig ein, welchen Einfluss Barth auf ihr eigenes Denken ausgeübt hat. Wenn Althaus 1926 den dialektischen Überschlag der frühen Theologie Barths kritisiert („Aber kann man von der Größe der Gottheit und Barmherzigkeit Gottes nicht auch einmal rein positiv reden?“ [S. 39]), formuliert er eine Anfrage, die Barth wenige Jahre später sicher bejaht hätte. Die allmähliche Annäherung geht so weit, dass Barth und Althaus gemeinsam beschließen, zusammen mit Karl Heim als Herausgeber einer Schriftenreihe (Forschungen zur Geschichte und Lehre des Protestantismus) zu fungieren.

Die politische Entwicklung in den 1930er Jahre bringt beide Briefwechsel zum Abbruch. Für Barth sind die theologischen und politischen Ebenen untrennbar miteinander verknüpft: „wie sich das [die Haltung zur natürlichen Theologie] lebensmäßig auswirkt, das hat uns beiden die leidige politisch-christliche Diskussion des vergangenen Jahres klarmachen können“ (S. 97). Nach dem Krieg tauschen Barth und Althaus auf Initiative des Letzteren noch einige Schreiben aus, ohne dass noch einmal eine inhaltliche Debatte zustande kommt.

Der Briefwechsel zwischen Althaus und Brunner verläuft harmonischer. Nach dem Zweiten Weltkrieg finden Brunner und Althaus schneller wieder zueinander. Beide verbindet die kritische Skepsis gegenüber der Bultmannschule, deren starke Ausstrahlung nach dem Krieg beide wahrnehmen. „Wir stehen beide zwischen = über dem Barthianischen Gnostizismus und dem Bultmannschen Rationalismus und setzen die Linie Cremer-Kähler fort. Angesichts der bedrohten Lage der Kirche Christi ist dieser Zusammenschluss nötig.“ (S. 170) Beide bemerken, dass ihre eigenen theologischen Konzeptionen mehr und mehr übergangen werden, von den Anhängern Karl Barths, von der sich formierenden Hermeneutischen Theologie (von der Althaus hofft, dass es sich beim „jetzigen Kult der Hermeneutik“ um

eine „hoffentlich bald abebbende Epidemie“ [S. 171] handeln werde) oder von der radikalen historischen Kritik der neueren Exegese.

Die knappe Einleitung von Gotthard Jasper konzentriert sich auf die Dimension persönlicher Verbundenheit bzw. Antipathie. Mit Recht verweist Jasper auf die vielfältigen brieflichen Aussagen von Althaus und Brunner, dass sie sich durch das Erbe pietistischer Frömmigkeit verbunden wissen, wie nicht zuletzt durch die Fortführung des Erbes vor allem von Martin Kähler, auch von Cremer und Schlatter. Vermisst habe ich in der Einleitung die Auswertung der politischen Einschätzungen und der damit verbundenen Spannungen, die im brieflichen Austausch ebenfalls erheblichen Raum einnehmen.

[2066]

*Thorsten Dietz*

## 2. Außerbayerische Territorial-(Kirchen-)Geschichte (Nr. 2067–2071)

Blickle: Der Bauernjörg; [...] Georg Truchsess von Waldburg (Huber) (Nr. 2067). – Stupperich: Westfälische Reformationsgeschichte (Lückel) (Nr. 2068). – Freitag: Die Reformation in Westfalen (Lückel) (Nr. 2069). – Bonkhoff: Geschichte der Ev. Kirche der Pfalz (Hohenberger / Wolf) (Nr. 2070/ 2071)

**BLICKLE, PETER:** Der Bauernjörg – Feldherr im Bauernkrieg. Georg Truchsess von Waldburg 1488 – 1531. – München: C.H. Beck, 2015. – 586 S., geb., Festeinband, zahlreiche Abb. – ISBN 978-3-406-67501-0.

Zehn Jahre vor dem erwartbaren Gedenkjahr legt der vormalig als Professor an den Universitäten Saarbrücken und Bern lehrende Historiker, der als Schüler von Karl Bosl (1908–1993) in München seine Forschungen zum sog. Gemeinen Mann begonnen und dann als Assistent des seinerzeit führenden Bauernkriegsforschers Günther Franz (1902–1992) fortgesetzt hatte, eine Biographie einer der schillerndsten Gestalten des Bauernkriegs vor.

Der heute freundlich klingende Spitzname, verliehen durch die Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, benennt die historische Bedeutung seiner Zentralfigur: Der ‚Bauernjörg‘ spielte als Oberster Feldhauptmann des Schwäbischen Bundes – des gefürchteten Bündnisses von Territorialherren zur Erhaltung des Landfriedens – die militärische Führungsrolle bei der Niederschlagung der aufständischen Bauern in Schwaben und Franken. Georg von Waldburg galt tatsächlich als der erfolgreichste unter dieser Sorte von Kriegsherren – Markgraf Kasimir von Brandenburg-Ansbach gehört ebenfalls dazu –, die schon in den Augen damaliger Zeitgenossen unerhörte Grausamkeit zeigten. Als Kommandant der Schwäbischen Bundestruppen, von denen nur gut

100 im Kampf umkamen, war Waldburg für mehr als 20.000 Getötete auf der Gegenseite verantwortlich. Dies entsprach zahlenmäßig etwa der Hälfte der erwachsenen männlichen Bevölkerung des damaligen Herzogtums Württemberg (S. 294). Und das sagt einiges aus über die Chancen der Bauern und die angebliche Bedrohung für das Reich, die von ihnen ausging! Zugleich relativiert es die militärische Leistung des Obersten Feldhauptmanns, der den Dank des Kaisers und des Papstes dazu benutzte, um sich als „Retter des Reiches“ berühmt zu machen und seinen Rang zu erhöhen.

Blickle liefert freilich weniger eine an der persönlichen Entwicklung und Lebensgeschichte ausgerichtete Biographie; dies allein hätte kein so umfangreiches Buch erfordert. Die Figur Georg von Waldburgs dient ihm vielmehr als Ausgangsposition, um einen neuen Blick auf die Hintergründe, Zusammenhänge, die Entstehung und den Verlauf des schwäbisch-fränkischen Bauernkriegs 1524/25 zu werfen. Der durch seine Studien zur ländlichen Gesellschaft im ‚oberdeutschen‘, also südwestdeutschen frühneuzeitlichen Herrschaftsgefüge, zum ‚Kommunalismus‘ und zur ‚Gemeindereformation‘ ausgewiesene Historiker interessiert sich vor allem für die Bauern. Es geht ihm um ihre Lebensbedingungen, ihre Rechts-situation unter adeliger oder kirchlicher Grund- und Landesherrschaft mit ihren unterschiedlichen, ja von Person zu Person variierenden Pflichten zu Diensten und Abgaben, unter herrschaftlicher Gerichtsbarkeit und Leibeigenschaft. Blickle beschreibt dies detailliert-differenziert, sorgfältig aus den Quellen heraus am Beispiel der oberschwäbischen Herrschaft Waldburg und deren Umland und verzahnt diese mit dem Werdegang und den politisch-militärischen Aktivitäten des Truchsessens in den Jahren um das Epochenjahr 1525 herum.

Georg (III.) von Waldburg, der in seiner Jugend als Ritter das Militärhandwerk erlernt hatte, kam gleich in seinem ersten Dienstverhältnis für den Herzog Ulrich

von Württemberg gegen die aufbegehrende Bewegung des „Armen Konrad“ im Jahr 1514 zum Einsatz. Für den aus dem niederen Adel stammenden Ritter wurde die gewaltsame Auseinandersetzung mit dem um seine Rechte ringenden ‚Gemeinen Mann‘ zu seiner von ihm bewusst angenommenen Lebensaufgabe. Als „Diener von Haus aus“ war er dann als Landeshauptmann für Herzog Wilhelm von Bayern in München, den fürstlichen Widersacher Herzog Ulrichs, und dann für Erzherzog Ferdinand von Österreich tätig. In zweiter Ehe verheiratet mit Maria, einer Tochter Graf Joachims von Oettingen, wurde Waldburg die treibende Kraft für den Feldzug des Schwäbischen Bundes gegen die fränkische Ritterschaft 1522/23, den er als Feldhauptmann erfolgreich anführte.

Als sich dann am Hochrhein ab Sommer 1524 die ersten Empörungen der um ihre Freiheits- und Lebensrechte ringenden Bauern – sie fanden diese in der von Luther übersetzten Bibel als „Göttliches Recht“ bestätigt – zu für die Herrschaft vermeintlich bedrohlichen Unruhen auswuchsen, wurde Georg von Waldburg sogleich von der habsburgischen Regierung auf den Plan gerufen. Man fürchtete eine Wiederaufstehung der Bewegung des ‚Bundschuh‘; Oberdeutschland wurde „in Alarmzustand versetzt“ (S. 97). Georg Truchsess von Waldburg, der selber in den Bauern offenbar nur Untertanen sah, die zum absoluten Gehorsam verpflichtet waren, war als erfahrener Militär sofort bereit, den gewaltsamen Kampf gegen die Bauern aufzunehmen.

Blickle zeichnet die Ereignisse des südwestdeutschen Bauernkriegs detailliert nach, seinen Verlauf von Oberschwaben nach Franken, wo es dem kriegserfahrenen Waldburg mit seinen Reiterruppen gelang, die regionalen Bauernhaufen nacheinander niederzumachen, in abschreckender Weise Vergeltung zu üben und sich mit Plünderungen zu bereichern. Im Juni 1525 waren Würzburg, Rothenburg und Bamberg an der Reihe; dann wandte sich Waldburg wieder

in Richtung seiner Heimat in das Allgäu, über Ulm gegen die Bauern im Umland von Memmingen und Kempten.

Angesichts der Problematik der Quellenüberlieferung, die ja die Siegerperspektive widerspiegelt, nimmt Blickles Darstellung dagegen bewusst eine kritische Position ein. Sie will den Bauern in ihrer Situation mit ihren Zielen historiographisch Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der Vorwurf des Landfriedensbruchs, der den oberdeutschen Bauern gemacht wurde – der sich auch in der Geschichtsschreibung bis heute hielt – und der Rechtfertigung der ausufernden militärischen Strafmaßnahmen diene, wird von Blickle in Frage gestellt. Blickle gelingt dies eindrucksvoll auf der Basis größter Sachkenntnis, die er zudem reichlich dokumentiert, nachvollziehbar durch den Anmerkungsapparat im Anhang (S. 474–563).

Seine Erfolge als Militärkommandeur im Bauernkrieg verschafften Waldburg Ansehen und Anerkennung bei Kaiser und Reichsfürsten. Blickle schildert auch noch die politische Karriere Georg von Waldburgs im Anschluss an das Kriegsjahr. Er fungierte als habsburgischer Statthalter in dem bis 1534 von den Habsburgern gehaltenen Württemberg sowie als führender habsburgischer Diplomat auf den Reformations-Reichstagen 1526 bis 1530. Die Möglichkeit, die eigene Herrschaft über die Untertanen im heimatlichen Unruhegebiet zu stabilisieren und auszubauen, verschaffte ihm die Übernahme der traditionsreichen Landvogtei Schwaben. Kaiser Karl V. selbst verlieh Georg von Waldburg zum Dank für seine Leistungen im November 1525 den Titel eines Reichserbtruchsessens sowie die Grafschaft Zeil – ein beachtlicher Prestigegegewinn in der damaligen Adelsgesellschaft.

Seinerseits arbeitete Georg von Waldburg an seinem Nachruhm und gab das literarische Projekt einer ‚Truchsessens-Chronik‘ bei dem Augsburger Domherrn Matthäus von Pappenheim (1458–1541) in Auftrag mit einem herausgehobenen Artikel über seine Person, die ihn als „Retter des Reichs“ prä-

sentierte. Blickle geht der so geprägten Memoria und dem Mythos des ‚Bauernjörg‘, der als ‚Bauernschlächter‘ noch die Grausamkeit der Aufständischen übertroffen habe, der „katholisch“ bleibend wie Luther die Freiheitsbestrebungen des ‚Gemeinen Mannes‘ unterdrückt habe, bis in die Historiographie des 20. Jahrhunderts kritisch nach. Georg von Waldburg hat – im Unterschied zur Einschätzung etwa am Habsburger Hof – nie die Reformation für den Bauernkrieg verantwortlich gemacht (S. 460). Eine eingehendere Einschätzung seiner Haltung zur Reformation geben die Quellen allerdings nicht her. Gleichwohl hilft Blickles Buch schon im Vorfeld des Gedenkjahrs des Bauernkriegs, fest zementierte Sichtweisen in Frage zu stellen. Register der Personen, Orte und Sachen erschließen diesen detailreichen Band.

[2067]

*Wolfgang Huber*

**FREITAG, WERNER:** Die Reformation in Westfalen. Regionale Vielfalt, Bekenntniskonflikt und Koexistenz. – Münster: Aschendorff, 2016. – 383 S., geb., Festumschlag. – ISBN 978-3-402-13167-1.

**STUPPERICH, ROBERT:** Westfälische Reformationsgeschichte. Historischer Überblick und theologische Einordnung. Im Auftrag des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte e.V. neu herausgegeben und um aktuelle Literaturangaben ergänzt von *Ulrich Rottschäfer*. – Bielefeld: Luther-Verlag, 2017. – 550 S., kart. – ISBN 978-3-7858-0727-9.

Das Reformationsjubiläum 2017 bescherte eine fast unüberschaubare Menge an neuen und wieder aufgelegten Büchern zu den Protagonisten der Reformation und ihres Umfelds. Umso erfreulicher, dass es auch umfangreichere Neuerscheinungen zu einzelnen Regionen und Landschaften gibt. Dazu gehört auch das hier zu besprechende Werk von Werner Freitag, des Inhabers der

Professur für Westfälische Landesgeschichte am Historischen Seminar der Westfälischen Wilhelms-Universität, der zugleich dem Institut für vergleichende Städtegeschichte in Münster vorsteht.

Die letzte ausführlichere Darstellung aus evangelischer Feder galt bisher als Standardwerk und war schon länger vergriffen: *Robert Stupperich*, Westfälische Reformationsgeschichte, Bielefeld 1993 (= BWFKG 9). Natürlich ging die Forschung weiter, so dass bei der Neuauflage nun die Gelegenheit genutzt wurde, einige Corrigenda vorzunehmen. Es wurde auch das Literaturverzeichnis auf den aktuellsten Stand ergänzt und ein umfangreiches Glossar (von Jürgen Kampmann und Christian Peters) beigegeben.

Daneben kann das andere große Werk zum Thema bestehen: *Alois Schröer*, Die Reformation in Westfalen. Der Glaubenskampf einer Landschaft, Münster 1979/83 (2 Bände). Schröer (1907–2002), Priester und Honorarprofessor in Münster, beschreibt in zwei Bänden die Ereignisse kenntnisreich und detailliert aus katholischer Sicht, ohne jedoch im Geringsten parteiisch zu wirken.

Die nun von Werner Freitag vorgelegte neue Reformationsgeschichte Westfalens muss sich auf jeden Fall mit diesen beiden älteren Werken messen lassen. Ein erster Blick in das Inhaltsverzeichnis zeigt eine detaillierte Auflistung von zwölf einzelnen Kapiteln und diversen Unterpunkten. Jedoch macht die zweite Kapitelüberschrift nach der sehr gelungenen Einleitung schon etwas stutzig und zugleich neugierig: Freitag überschreibt das Kapitel II. „Heile katholische Welt?“ (S. 23–56). Die weiteren Kapitel werden wie folgt überschrieben: III. Der Ruf nach dem „reinen und unverfälschten Gotteswort“. Reformatorische Netzwerke, Massenproteste alten Typs und die Übersetzungen der Werke Luthers (S. 57–80). IV. Erfolgreiche Stadtreformation. Verlaufsformen in den Autonomiestädten (S. 81–126). V. Gescheiterte Stadtreformation (S. 127–160). VI. Die landesherrliche Reformation (S. 161–192). VII. Zwischen den

Bekenntnissen. Die humanistische Reform in den Grafschaften Mark und Ravensberg sowie in Dortmund und Essen (S. 193–226). VIII. Die Reformation auf dem Land. Adel, Pfarrer und Gemeinde (S. 227–248). IX. Die Pfarrei in den Jahrzehnten nach der Reformation. Pfarrer, Gottesdienst und Kirchengestaltung (S. 249–280). X. Fromme Erfahrungen und fromme Praxis. Zur Religiosität und zum Bekenntnis der Gläubigen (S. 281–298). XI. „Gezenck der Prediger“. Konflikte innerhalb des Luthertums und erste Auseinandersetzungen mit dem reformierten Bekenntnis (S. 299–322). XII. Bibelkonfessionalität und liturgische Mischformen. Koexistenz nach erfolgreicher und gescheiterter Reformation (S. 323–344). XIII. Schlussbetrachtung (S. 345–356), XIV.: Quellen und Literatur (S. 357–368), XV. Glossar (S. 369–376) und XVI. Ortsregister (S. 377–383).

Bereits bei der Lektüre der ersten Zeilen wundert man sich ob folgender Einschätzung Freitags über die 1520er Jahre in Westfalen: „[...] es ergibt sich der Eindruck, dass die spätmittelalterliche Frömmigkeit mit ihrer ganzen Vielfalt nach wie vor in voller Blüte stand. Eine ‚innere‘ Aufzehrung, eine nachlassende Attraktivität all der frommen Rituale und Praktiken, die auf einer ‚rechenhaften Vergeltungserwartung‘ (Max Weber) beruhten, kann nicht konstatiert werden.“ (S. 23) Tatsächlich hatte dagegen schon in einigen Städten Westfalens (z. B. in Dortmund) der reformatorische Gedanke Einzug gehalten; von einer dort „heilen Welt“ zu sprechen, ist doch sehr gewagt, beziehungsweise schlicht falsch. Denn tatsächlich regte sich in vielen Gebieten Westfalens Widerstand gegen die überkommenen kirchlichen Strukturen, die offenkundig aus dem Ruder gelaufen waren. Erinnerung sei nur an die Streitigkeiten im Benediktinerkloster Grafschaft im Sauerland und dessen Übertritt zur Bursfelder Kongregation 1508, als übrigens letztes Benediktinerkloster in Westfalen.

Bereits in diesem Kapitel wird Freitags einseitiger Blickwinkel offenbar: Er betrachtet die Geschehnisse der Reformation aus

römisch-katholischer Sicht, was ja an sich nicht zu beanstanden wäre, wenn eben nicht permanent seine durch die Zeilen schimmernde Ablehnung und Kritik der reformatorischen Bewegung spürbar wäre. Mitunter fällt er aber auch offen in einen antiprottestantischen Stil, wie dieser seit langem nicht mehr in der römisch-katholischen Geschichtsschreibung vorkam!

Zu Recht stellt der Autor in seiner Einführung fest, dass Westfalen gewissermaßen einen Flickenteppich darstellte, vergleichbar etwa Franken parallel, wo weltliche Territorien und geistliche Fürstentümer nebeneinander lagen. Während in Franken fünf Reichsstädte und zahlreiche Reichsritter relativ selbständig agierten, gab es in Westfalen nur eine Reichsstadt (Dortmund) und der niedere Adel (Grafen) hatten ein stärkeres Gewicht (S. 11–13). Freitag begründet auch knapp (und überzeugend), warum er die Grafschaften Wittgensteins und das Siegerland in seinem Werk nicht weiter berücksichtigte, ergäben sich doch hier kaum „westfälische Bezüge“. Allerdings wirkt es ein wenig wie ein Etikettenschwindel, eine westfälische Reformationsgeschichte vorlegen zu wollen und zugleich diese viel später (ab etwa 1574/5) explizit reformiert werdenden Gebiete zu übergehen. Dasselbe gilt für große Teile des Sauerlandes, die katholisch blieben, aber ebenfalls nicht behandelt werden. Warum dann allerdings die Grafschaft Lippe (S. 184–187) Berücksichtigung fand, erschließt sich nicht. Die fehlenden Gebiete hätten auf jeden Fall in einer neuen Publikation mit dem Titel „Die Reformation in Westfalen“ zur Darstellung kommen müssen!

Wenn Karte 1 (Umschlaginnenseite vorn) den „Konfessionsstand der Territorien und Autonomiestädte Westfalens 1545“ wiedergibt und dabei die Grafschaft Nassau-Dillenburg – die Grafschaft Siegen-Dillenburg fehlt! – als lutherisch markiert und zugleich die Grafschaften Wittgenstein (ohne die beiden Teilungen) noch als katholisch verzeichnet werden, dann ist dies

schlicht falsch und zeigt eine gewisse Ignoranz im Umgang mit den Gegebenheiten in Südwestfalen; bereits seit 1534 wurde beispielsweise in der Residenzstadt Berleburg evangelisch gepredigt!

Es ist mühsam, sich durch dieses Buch durchzuarbeiten; ein eigentlich notwendiges Personenregister fehlt, das Ortsregister (XVI) ist hilfreich. Im Glossar (XV) wiederum macht der Verfasser keinen Hehl aus seiner Abneigung gegenüber der Reformation. Der Leserschaft werden hier unscharf formulierte Erklärungen zugemutet, zum Beispiel bei den Begriffen Augsburgs Bekenntnis / Confessio Augustana (S. 370) oder Reformiertes Bekenntnis / Reformierte (S. 373).

Bedauerlich ist, dass gerade in der Schlussbetrachtung (Kapitel XIII) parteiische und polemische Formulierungen anzutreffen sind, die sehr erstaunen, wie: „Die alte Kirche gab wenig Anlass zur Kritik“ (S. 346); – das stimmt sicherlich nicht, denn in Westfalen, wie auch in allen anderen Gegenden häuften sich die Entgleisungen der römischen Kirche und ihrer Vertreter, sodass es sehr wohl Anlass zu Kritik an den Strukturen und dem Handeln der damaligen Zeit gab.

Der Verfasser setzt einen interessanten Schwerpunkt auf den oftmals vernachlässigten Bereich der „lebendigen neuen Liturgie“ in seinen Kapiteln IX und X: Hier werden einzelne Untersuchungen zu den neuen Gottesdienstformen, die mit der Einführung der Reformation einhergingen ausführlich und genau an einigen Beispielen geschildert und erläutert. Diese Thematik umfasst ebenso den Bereich der neuen „*vasa sacra*“ in einzelnen Gotteshäusern. Dieser erfrischende Part setzt sich in dem Exkurs „Jenseitsoffenbarungen: Botschaften der Epitaphien und Grabsteine“ fort.

Aber auch in diesen beiden gelungenen Kapiteln lassen sich immer wieder tendenziöse Formulierungen finden, die den Lesegenuss doch trüben: die stark konfessionell (reform-) katholischen Parteinahme tritt nicht



nur zwischen den Zeilen zutage, sondern wird von Freitag immer wieder in den Vordergrund gesetzt.

So muss leider konstatiert werden, dass dieses Buch die hohen Erwartungen, die mit dem Titel geweckt und durch den Klappentext bestätigt werden, nicht erfüllen kann: „Für Reformationshistoriker stellt der Band viele Informationen bereit, die für einen Überblick wichtig sind [...]“ – Dem muss der Rezensent leider widersprechen. Freilich finden sich viele Informationen zur Geschichte der Reformation in Westfalen, aber der innovative und große Wurf ist dieses Buch nicht geworden. An einigen Stellen fällt das Werk gegenüber der älteren Literatur stark ab. Besonders die theologischen und theologiegeschichtlichen Aspekte werden oftmals vernachlässigt beziehungsweise sehr einseitig und nicht ausreichend differenziert bearbeitet.

Wer sich mit der Kirchengeschichte Westfalens in der Zeit der Reformation ausführlich beschäftigen will, dem sei das umfangreiche Werk aus der Feder von Alois Schröer empfohlen. Aber auch die Neuauflage von Robert Stupperichs „Westfälischer Reformationsgeschichte“ bietet nun einen verlässlichen Zugang zu den unterschiedlichsten Städten und Landschaften im heutigen Territorium der Evangelischen Kirche von Westfalen.

[2068 / 2069]

*Ulf Lückel*

**BONKHOF, BERNHARD H.:** Geschichte der Vereinigten Protestantisch-Evangelisch-Christlichen Kirche der Pfalz, 2 Bände, geb., Abb. – St. Ingbert: Conte, 2016. – Band 1: 1818–1918. – XXIV + 350 S. – ISBN 978-3-95602-089-6; Band 2: 1918–1978. – XIV + 527 S., geb. – ISBN 978-3-95602-090-2.

Mit der politischen Neuordnung Europas auf dem Wiener Kongress 1814/15 als Folge der Napoleonischen Gewaltherrschaft und der ebenso schrecklichen wie verlust-

reichen Befreiungskriege, kam es auch im kirchlichen Bereich zu tiefgreifenden Einschnitten mit neuen Gebietseinteilungen, veränderten Organisationsformen, Zuständigkeiten und Verwaltungshoheiten. Die Konkurrenz der pfälzischen und bayerischen Linie der Wittelsbacher um die Kurfürstenwürde hatte seit der Goldenen Bulle 1356 das späte Mittelalter und die Frühe Neuzeit begleitet. Durch das Aussterben der bayerischen Linie kam es im Jahr 1777 zum Bayerischen Erbfolgekrieg und der Vereinigung von Bayern mit der Kurpfalz. Das als „Churpfalz-Baiern“ oder „Pfalz-Baiern“ bezeichnete Gebiet erfuhr dann während der Französischen Revolution und der Napoleonischen Ära umfassende Gebietsänderungen und territoriale Erweiterungen. Die linksrheinischen Gebiete mussten jedoch an Frankreich abgetreten werden, das den Rhein als Ostgrenze durchsetzen konnte (so im Frieden von Campo Formio 1797 ausgehandelt und im Frieden von Lunéville 1801 bestätigt). Mit dem Reichdeputationshauptschluss 1803 musste das Kurfürstentum Bayern dann auch noch die verbliebenen rechtsrheinischen Gebiete der Kurpfalz an Baden abgeben. Doch mit der Bildung des Königreiches Bayern und der Bindung an den Erbauer Kaiser Napoleon aus Frankreich kam es erneut zu Gebietsarrondierungen. Herzog Maximilian von Zweibrücken, seit 1799 Herrscher über Kurbayern, wurde als König Maximilian I. von Bayern ausgerufen. Die Gebietszugewinne in der Napoleonischen Zeit musste Bayern dann als Ergebnis des Wiener Kongresses wieder hergeben, erhielt zum Ausgleich aber Teile der Pfalz zurück.

Diese politisch wechselhafte Beziehungsgeschichte zwischen der rheinischen Pfalz und Bayern steht im Hintergrund der besonderen kirchengeschichtlichen Verbindung der evangelischen Bevölkerung in der Pfalz unter staatlicher Verwaltung Bayerns. Denn nach dem Wiener Kongress waren zur mehrheitlich reformierten Pfalz auch einige lutherische Landstriche hinzugekommen. Bei einer durch die Bayerische

Regierung veranlassten Befragung stimmten 1818 die evangelischen Familienoberhäupter der Pfalz einer Union der reformierten und lutherischen Gemeinden zu, worauf vom 2. bis 16. August 1818 eine Generalsynode diese Union beschloss und die „Vereinigte Protestantisch-Evangelisch-Christliche Kirche der Pfalz“ gründete.

Auf dem Bucheinband des ersten Bandes dieses zweiteiligen Werkes von Bernhard H. Bonkhoff ist daher auch der Bildausschnitt eines Gemäldes von Max Theodosius Veiel (1787–1856) zu sehen, der den ersten gemeinsamen Abendmahlsgottesdienst der Reformierten und Lutheraner bei der pfälzischen Kirchenunion am 16. August 1818 in der Stiftskirche zu Kaiserslautern zeigt.

Es ist ein großes Verdienst, dass der kenntnisreiche Lokal- und Landeskirchenhistoriker Bonkhoff die besondere kirchengeschichtliche Verbindung zwischen der Pfalz und Bayern mit einer umfassenden und zugleich auch auf die wesentlichen Entwicklungsschritte konzentrierten Darstellung würdigt. Band 1 umfasst dabei die ersten 100 Jahre der pfälzischen Unionskirche von der Gründung 1818 bis zur Abdankung des katholischen Königs von Bayern 1918 nach dem Ersten Weltkrieg, der als *summus episcopus* dieser evangelischen Kirche vorstand. Im vorderen Teil ist dieser Band bis zum Jahr 1861 bereits im Jahr 1986 erschienen und im zweiten Teil des Bandes liegt die 1993 im Druck erschienene Erlanger Dissertation des Verfassers vor. Beide Teile von Band 1 wurden nun für die Veröffentlichung des zweibändigen Gesamtwerkes in überarbeiteter Form vorgelegt.

Der zweite Teil der Darstellung umfasst in Band 2 wiederum fast 100 Jahre von Ende des Ersten Weltkrieges 1918 bis zur Gegenwart. Dabei wird die Geschichte der notwendig gewordenen und 1920 vorgenommenen Neuverfassung der pfälzischen Unionskirche, die seit 1978 mit einer neuerlichen Überarbeitung der Verfassung als „Evangelische Kirche der Pfalz (Protestantische Landeskirche)“ besteht, nachgezeichnet.

In insgesamt 27 Abschnitten (mit Einleitung und Zusammenfassung) versteht es Bonkhoff, die wichtigsten Ereignislinien der 1818 neu gebildeten Unionskirche der Pfalz aufzuzeigen und sie in den historischen Kontext des äußerst dynamischen 19. Jahrhunderts einzubeziehen. Die Lokalgeschichte und das übergeordnete kirchenpolitische Geschehen erfährt durch die Darbietung der Fakten und die gründliche Quellenauswertung eine anschauliche gegenseitige Durchdringung und macht die entscheidenden Wechselwirkungen gut nachvollziehbar deutlich. So sind den historischen Einschnitten wie der Zeit des Vormärzes, dem Hambacher Fest 1832, der Revolution von 1848/49 und dem Krieg von 1870/71 einzelne Kapitel gewidmet. Aber auch prägende Persönlichkeiten und ihre Leistungen werden in großen Abschnitten hervorgehoben wie die Ära Rust mit dem Vorstoß der Erweckungsbewegung (S. 67–92) oder die Ära Ebrard mit der Konsolidierung der Erweckungsbewegung (S. 117–142). Außerdem werden Besonderheiten der historischen Entwicklung in der pfälzischen Unionskirche ebenso thematisiert wie die allgemein kirchliche Lage während des ersten pfälzischen Unionsjahrhunderts. So erörtert Bonkhoff die Theologie der Unionsurkunde, erläutert den Apostolicumsstreit gegen Ende der 1840er Jahre, beschreibt die Umbildung des Konsistoriums 1861 sowie deren Folgen und erklärt die Bildung und den Einfluss des pfälzischen Protestantenvereins. Daneben sind in die Darstellung aber immer auch Beschreibungen der kirchlichen Lage vor Ort eingebunden. Bonkhoff fragt zu unterschiedlichen Zeiträumen nach dem Leben in den Gemeinden und unterscheidet dabei auch nach Städten und Dörfern (Kap. VI, XVIII und XIX). Historische, zumeist jedoch recht kurz gehaltene Längsschnitte wie die Aufnahme der Sozialen Frage und die Antwort der Diakonie oder die gestaltende Kraft der Erweckungs- und Gemeinschaftsbewegung, weiterhin die Erhebung wissenschaftlicher Leistungen, die Entwicklung der Äußeren

Mission, die Nachfrage nach dem Verhältnis von Kirche, Staat und Recht, die Entwicklung der kirchlichen Publizistik, die Zusammenarbeit von Kirche und Schule, die Vermittlung von Einblicken in den Kirchenbau sowie in Liturgie und Kirchenmusik der damaligen Zeit komplettieren das Gesamtbild. In einem 13 Texte umfassenden Anhang (S. 297–335) werden wichtige Quellen zur Geschichte der pfälzischen Unionskirche beigegeben, und ein 14-seitiges Personen- und Ortsregister sichert die weiterführende wissenschaftlichen Verwendbarkeit der Geschichtsdarstellung.

Bonkhoff kommt es darauf an, dass insbesondere die lutherischen Einflüsse der bayerischen Protestanten in der Unionskirche fassbar werden. Gerade die schillernde Verbindung zum bayerischen Protestantismus hat nachhaltige Wirkung erzielt, was insbesondere an der Ära des Konsistorialrates Johann Heinrich August Ebrard deutlich wird, dem vor seiner Zeit in Speyer an der Universität Erlangen extra facultatem lehrenden reformierten Theologen. Streng lutherische Kreise in Erlangen und München hatten den begabten Theologen für das Amt in der Pfalz empfohlen, hauptsächlich aber wohl deshalb, um ihn in Bayern los zu sein (vgl. S. 119). Diese Einschätzung teilte im übrigen Ebrard selbst, wie er in dem unveröffentlichten zweiten Band seiner „Lebensführungen“ preisgibt. Darüber hinaus will Bonkhoff in seiner Darstellung ganz grundsätzlich den Wechselwirkungen zwischen protestantischer Kirche und dem bayerischen Staat ein besonderes Augenmerk schenken (so explizit in seinem Vorwort, S. V). Das macht das Werk Bonkhoffs gerade auch aus bayerischer Sicht so interessant.

Bonkhoff resümiert seine Darstellung zu dem einhundertjährigen Zeitraum der pfälzischen Kirchengeschichte nach der Unionsgründung sehr differenziert. Das Ende der Ära Rust und Ebrard mit der Etablierung der Erweckungsbewegung in der Pfalz ging einher mit einer liberalen Prägung, die durch den pfälzischen Protestantenverein

befördert wurde und noch über 1918 und die Beendigung des Staatskirchentums hinausreichte. Dennoch zeigen sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts bereits Begrenzungstendenzen liberaler Machtentfaltung und handfeste Gegenbewegungen wie die Bibeltheologie Adolf Schlatters und Karl Heims, die Lutherrenaissance und die aufkommende Dialektische Theologie. Der kirchliche Liberalismus leistete einer weltförmig gewordenen Religiosität Vorschub und verabsolutierte das protestantische Gemeindeprinzip vertrauensselig zu einer presbyterial-synodal verstandenen Staatstreue. Die Folgen wurden in der Ausprägung eines deutlichen Nationalprotestantismus sichtbar, der die großen Reformatorengestalten für sich reklamierte, wie das an den größeren Jubiläen des 19. Jahrhunderts ersichtlich wird (so der 300. Todestag Martin Luthers 1846 und weiterhin die 400. Geburtstage Luthers 1883, Zwinglis 1884 und Calvins 1909).

Die stark angewachsene Arbeiterschaft wurde hingegen im kirchlichen Betrieb zunehmend vergessen oder bewusst ausgegrenzt, weil man in der Sozialdemokratie und im Kommunismus staatsgefährdende und damit auch kirchenfeindliche Strömungen zu erkennen meinte. Eine defizitäre Volkskirchlichkeit, die nach Erneuerung strebte, steht darum am Ende der ersten einhundert Jahre Geschichte der pfälzischen Unionskirche. Zukunftsweisend und hinweisend auf Band 2 der profund vorgetragenen Darstellung neuzeitlich pfälzischer Kirchengeschichte formuliert Bonkhoff: „Die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts hat, auch in der Pfalz, gezeigt, daß der Protestantismus überall da an den Rand des Untergangs gelangte, wo man ihn mit seiner schon weithin des christlichen Glaubens entleerten Umwelt zu einer Einheit verschmelzen wollte. Nur wo sich Kirche und Theologie auf ihre Grundlagen von Schrift und Bekenntnis besannen, konnten und können sie ihren Auftrag an der Welt ausrichten.“ (S. 296)

[2070]

*Thomas Hohenberger*

Band 2: 1918–1978. – St. Ingbert: Conte Verlag, 2016. XIV + 527 S., geb. – ISBN 978-3-95602-090-2.

Auf der Grundlage seines im Jahr 2000 erschienen beachtlichen, weil Vorbild gebenden „Bild-Atlas zur pfälzischen Kirchengeschichte“ (= Veröffentlichungen des Vereins für Pfälzische Kirchengeschichte / 20. – Speyer bzw. Regensburg: Zechner bzw. Schnell und Steiner, 2000), der ein Novum in der Landschaft der deutschen Territorialkirchengeschichte darstellt, und des ergänzenden Textbandes „Quellen und Texte zur pfälzischen Kirchengeschichte“ [über 1300 S.!] (Speyer bzw. Regensburg: Detzner bzw. Schnell und Steiner, 2005) war Bonkhoff – auch mit seinen zahlreichen Aufsätzen und Miniaturen zu ortsgeschichtlichen Gestalten und Erscheinungen – geradezu prädestiniert, seine Detailstudien einer Gesamtdarstellung der 60 Jahre Kirchengeschichte der Pfalz zwischen 1918 und 1978 zuzuführen. Den mit dem Jahr 1978 gesetzten Endpunkt begründet der Autor in zweifacher Hinsicht: Zum einen starb in diesem Jahr mit Walter Ebrecht der letzte Kirchenpräsident aus den Reihen der Pfälzischen Pfarrbruderschaft, zum andern begann mit diesem Datum der Dienstantritt des Verfassers in der pfälzischen Landeskirche.

Sehr plastisch wird in den ersten vier Kapiteln die Situation der pfälzischen Kirche nach 1918 mit dem Wegfall des landesherrlichen Kirchenregiments nachgezeichnet: Überalterung der Amtsinhaber, Zunahme der extrem politisch agierenden Pfarrer bei gleichzeitiger Überfremdung der kirchlichen Verkündigung. Der Autor erkennt den größten Fehler bei der Neufassung der Kirchenverfassung von 1920 darin, dass Kirche und Staat nicht wirklich getrennt worden sind, die Oberkirchenräte und der Kirchenpräsident blieben Beamte des Freistaats Bayern. Sehr kenntnisreich referiert Bonkhoff über die verschiedenen theologischen Strömungen innerhalb der pfälzischen Landeskirche nach 1918: die Liberalen (S. 31–52)

verloren an Einfluss, weil nach dem Ersten Weltkrieg die liberale Theologie an Wirkung einbüßte zugunsten von Bibeltheologie und Lutherrenaissance. Der kirchliche Liberalismus in der Pfalz ging auf Distanz zur Dialektischen Theologie, zur Religionsgeschichtlichen Schule und zu den Vertretern der Anthroposophie. Bonkhoff konstatiert, dass sich der pfälzische Protestantenverein letztendlich in den „Verein für protestantische Liebeswerke“ auflöste (S. 49).

Den Positiven (S. 53–63) ging es um die „Gestaltung des modernen Lebens mit dem unverkürzten Evangelium von Jesus Christus“ (S. 54). Ihr Denken und kirchliches Handeln wurde geprägt durch die „Neue kirchliche Zeitschrift“ (NKZ) und der von 1890 bis 1933 in Erlangen erschienenen Zeitschrift „Licht und Leben“. Mit dem Herrschaftsantritt des Nationalsozialismus zerfiel die Kirchenpartei der Positiven, wobei sich die jüngeren Vertreter in der Bekennenden Kirche wiederfanden, die Älteren bei den Deutschen Christen. Wie Bonkhoff herausarbeitet, ging die Politisierung der pfälzischen Kirche von den Religiösen Sozialisten aus (S. 64–77), die als erste ihr Pfarramt einer politischen Partei und deren Zielen unterordneten. Auf der Landessynode von 1927 stellten sie den Antrag auf völlige Trennung von Kirche und Staat, was die Aufkündigung des Staatsvertrages bedeutet hätte. Später erkannten sie in Wichern, Rothe und Marx die Vorbilder einer wahren, d.h. von jeder Korruption in Wirtschaft und Gesellschaft freien Volkskirche.

Die heterogene Gruppe der „Deutschen Christen“ (S. 78ff) war die jüngste wie aktivste Gruppierung: zwischen 1933 und 1940 gehörte fast jeder fünfte Pfarrer im aktiven Kirchendienst zu den DC. Prägnant formuliert Bonkhoff die beiden Zugänge für Geistliche zu den DC: 1. über eine völlige Germanisierung des Christentums mit gleichzeitiger Abkehr von der Sünden- und Gnadenlehre des Rabbiners Paulus oder 2. im Hinblick auf die wirtschaftlichen und politischen Nöte des Volkes als Hinwendung zu den

Nationalsozialisten und deren umfassenden Hilfsprogramm. Protagonisten der einzelnen Gruppierungen (so der Ingenheimer und spätere Speyrer Stadtpfarrer Emil Lind, Karl Emrich oder Wilhelm Gruber) kommen ausgiebig mit Voten zur Verzeichnung des christlichen Glaubens und des biblischen Jesusbildes zu Wort. Zu den gemäßigten Liberalen innerhalb der DC gehörten die zur Schule Holls zählenden Kirchenhistoriker Georg Biundo (1892–1988) und Theo Kaul (1908–1974), ein besonders fanatischer Vertreter unter den „radikalen Positiven“ war der Heßheimer Pfarrer Karl Otto Frey, der einen Kirchenneubau mit dem Namen Adolf Hitlers belegen wollte. Der bekannteste, wenngleich nicht der fanatischste Vertreter der DC war der zum Landesbischof gewählte Mackenbacher Pfarrer Ludwig Diehl (1894–1983), der in dem Berliner Hofprediger Adolf Stöcker sein Vorbild erkannte und in den DC von Anfang an eine volksmissionarische Bewegung sah. Bonkhoff resümiert entlang der Biographie von Diehl, dass dieser zuerst ein Mann der Kirche war, gleichzeitig mit Blick auf den Nationalsozialismus hoffte, dass die Ausfälle des neuen Staates gegen Kirche und Christentum einmal als „Kinderkrankheiten“ (S. 105) aufhörten. Spätestens seit 1937 hat sich Diehl innerlich von der Partei distanziert und in seiner Zeit als Landesbischof (1934ff) der Pfälzischen Landeskirche „an dem unüberbrücklichen Gegensatz zwischen Partei und Kirche aufgerieben“ (S. 107). Besonders hervorzuheben ist jedoch sein Einsatz für gefährdete Pfarrer wie gegen die Ermordung des sog. lebensunwerten Lebens (Euthanasie) in der Pfalz und in Lothringen.

Bonkhoff bezeichnet es als Kardinalfehler, dass das Bischofsamt an den altgedienten Parteikämpfer Ludwig Diehl übertragen worden sei, dessen aufopfernde Amtsführung als Dorfpfarrer hervorzuheben sei, der jedoch nicht „das Format für eine kirchenleitende Position“ besessen habe (S. 110). Eine der Besonderheiten des Kirchenkampfs (S. 111–157) sieht Bonkhoffs darin, dass die

Kirchenleitung nicht gegen die DC-Bewegung vorgehen konnte, weil alle Pfarrer ihr angehörten und ständig auf Organe des Staates und der Partei Rücksicht genommen wurde. Der Kirchenkampf in der pfälzischen Kirche sei „kein Heldenstück“ gewesen (S. 115). Unter Umgehung der Dekansnote wurden ab 1933 bevorzugt bekennende Nationalsozialisten als Dekane und Stadtpfarrer berufen, während die Absetzung des integren Hans Stempel vom Predigerseminar nur als „schandbarer Höhepunkt“ dieser Personalpolitik (S. 128) apostrophiert werden könne. Ein ehrendes Gedenken wird dem Thaleischweiler Pfarrer Heinz Wilhelmy eingeräumt, der das Bestreben des Nationalsozialismus zur Marginalisierung der Kirche erkannt hatte. Als einer der wenigen pfälzischen Pfarrer trat er 1935 dem Pfarrernotbund bei.

Für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg widmet Bonkhoff zwei lange Kapitel den beiden Kirchenpräsidenten Hans Stempel (1894–1970; Kap. VIII: S. 158–217) und Theodor Schaller (1900–1993; Kap. X: S. 242–270), für die er jeweils ein umfassendes wie beeindruckendes Lebensbild im Kontext der kirchlichen Entwicklungen vorlegt. Überregionale Bedeutung erlangte Stempel durch seinen Einsatz für die in Westeuropa einsitzenden Kriegsverbrecher. Dabei kamen ihm seine Beziehungen zum französischen General Koenig und Militärbischof Marcel Sturm zugute, die dann 1950 auch segensreiche Früchte im Deutsch-französischen Bruderrat einbrachten. Schaller ließ sich 1964 ins höchste Amt der Landeskirche wählen, weil niemand vorhanden war, der „das pfälzische Kirchenschiff auf dem bewährten Kurs der Ära Stempel hätte weiterhin lenken und halten können“ (S. 254). In die Amtszeit von Theodor Schaller fiel 1966 das Lektorengesetz und 1972 das Prädikantengesetz (mit der Erlaubnis zur Sakramentsverwaltung). Kritisch und nicht zu Unrecht merkt Bonkhoff hierzu an, dass die Evangelische Kirche „mit ihrem so oft beschworenen Priestertum aller Gläubigen

sich auf dem Amt des Pfarrers als dem einzig wirklichen wichtigen Amt in der Kirche ausgeruht [...]“ (S. 256) und eine qualifizierte Wiedererlangung der urchristlichen Ämtervielfalt gefehlt habe.

In Schallers Amtszeit, der von 1966 bis 1975 Honorarprofessor für pfälzische Kirchengeschichte an der Heidelberger Universität war, wurde der Zugang zur Frauenordination ermöglicht. Mit ausführlichen Zitaten zu teilweise halbherzigen Bestimmungen verfolgt Bonkhoff den steinigen Weg der Frauen ins geistliche Amt: Erfolgte die Anstellung von Theologinnen 1928 noch ohne Sakramentsverwaltung, so plädierte das Theologinengesetz von 1944 für die Beibehaltung des Zölibats für die Frau im Pfarramt. „Ebenso ungerecht und unmöglich“ (S. 266) war die Bestimmung, dass der Vikarin lediglich 80% des vergleichbaren Pfarrergehalts zustanden. Der Dienst der Frau blieb nach Bonkhoff ein „Dienst zweiter Klasse“ (S. 268), bis 1968 – gegen Ende von Schallers Amtszeit – Theologinnen im Dienst der Pfälzischen Landeskirche gleiche Rechte und Pflichten wie die Theologen erhielten. Der Pfalz kam hier eine Pionierrolle unter den deutschen Landeskirchen zu.

Kapitel XI widmet sich den „innerkirchlichen Konfliktlinien“ (S. 271–300), wobei die ideologischen Auseinandersetzungen in der Kirchengeschichtsschreibung als „Zweiter Kirchenkampf“ apostrophiert worden ist. Mit dem Amtsantritt von Kirchenpräsident Walter Ebrecht (1969) machten sich auch in der Kirche die Schlagwörter „Demokratisierung“ und „Institutionenkritik“ bemerkbar und verlangten nach einer grundsätzlichen Stellungnahme zu den parteipolitischen Initiativen (zur Bundestagswahl 1972) im Raum der Kirche. Die Zeit nach 1961 war geprägt von einer tiefgreifenden Krise der Volkskirche, ethische Fragen (z.B. Ostermarsch-Bewegung) bestimmten das kirchliche Alltagsgeschehen. Die 68er-Bewegung bedeutete unter der theologischen Studentenschaft eine Abkehr von den eigentlichen theologischen

Fragen, „um bei sozialpsychologischen Theorien das Heil zu suchen“ (S. 285).

In den Kapiteln XII bis XV (S. 301–444) präsentiert Bonkhoff einen veritablen tour d'horizon durch die breitgefächerten Felder kirchlichen Lebens und kirchengeschichtlicher Erscheinungsformen, wobei er sich auf seine jahrelang kontinuierlich betriebenen Detailstudien stützen kann – ausgehend von der Feier zum 400. Jubiläum des Speyrer Protestationsreichstages (1929) und der renovierten Speyrer Dreifaltigkeitskirche, mit der die pfälzische Landeskirche für kurze Zeit in den Blickpunkt des deutschen Protestantismus rückte. Mit vielen Einzelbeispielen dokumentiert Bonkhoff die Glockenabnahme während der beiden Weltkriege und deren Neubeschaffung nach 1945. Dabei zeigte sich der langjährige Glockensachverständige Pfarrer Theo Fehn (1910–1984) als Verfechter der Bochumer Gussstahlglocken. Am Beispiel der Goldenen Konfirmation wie der kirchlichen Feier des Muttertages beleuchtet der Autor dann die Verdrängung kirchlicher Sinnggebung von Gottesdiensten durch die „Ehrung von Menschen“ (S. 323). Die „agrarromantisch“ gefärbte „Dorfkirchenbewegung“ ging auf den in thüringischen und hannoverschen Pfarrämtern wirkenden Hans Lüpke zurück und hatte ihre Blüte in der Zwischenkriegszeit, während der von Theo Schaller initiierten Heimvolkshochschularbeit auf dem Diermerstein (ab 1925) Vorbildfunktion in ganz Süddeutschland zukam.

Exemplarisch für die evangelische Frauenarbeit (S. 338ff) konzentriert sich Bonkhoff auf eine detaillierte Beschreibung des wechselvollen Lebensweges von der aus Königsberg stammenden Ruth Fuehrer (1902–1966), die als erste Theologin in den Dienst der pfälzischen Landeskirche trat.

Die Beziehungen zwischen den beiden christlichen Konfessionen begannen sich in der Pfalz nach 1920 zaghaf mit dem Abbau zementierter konfessioneller Vorurteile auf beiden Seiten zu verbessern. Nach dem Zweiten Weltkrieg sorgte Hans Stempel da-

für, dass den Katholiken die evangelischen Gotteshäuser zugänglich gemacht worden sind. Als ein „Meilenstein“ im ökumenischen Fortschritt (S. 362) kann gelten, dass bei Neubeschaffung der im Krieg abgenommenen Glocken die Geläute beider Kirchen flächendeckend aufeinander abgestimmt wurden.

Mit Blick auf den Wissenschaftsbetrieb erwähnt Bonkhoff, dass die Fakultäten in Tübingen und Erlangen für die pfälzischen Theologiestudenten große Anziehungskraft hatten. Im Zusammenhang mit den einzelnen theologischen Disziplinen lässt es sich der Autor nicht nehmen, Exponenten der Pfalz mit ihren wissenschaftlichen Veröffentlichungen breiten Raum zu gewähren: z.B. Ferdinand Hahn (1926–2015) für das Neue Testament, Georg Biundo (1892–1988) für Kirchengeschichte. Als produktiver Erforscher der pfälzischen Kirchengeschichte ragt Theodor Kaul (1908–1974) heraus, Alfred H. Kuby (1923–2014) spezialisierte sich als Leiter der Evangelischen Akademie der Pfalz für Randgruppen der Kirche. Besondere Erwähnung als Vertreter der Praktischen Theologie erfährt der aus Landau stammende Leopold Cordier (1890–1966), der 1926 Professor in Gießen wurde. Als literarisch fruchtbarster pfälzischer Pfarrer im 20. Jahrhundert kann Friedrich Lambacher (1913–1997) angesehen werden (s. dessen Bibliographie S. 407f).

Nach einem längeren Kapitel über Kirchenbau, Liturgie und Kirchenmusik (Kap. XV/S. 411–444) geht das ausleitende XVI. Kapitel (S. 445–453) auf die mit dem Namen von OKR Ludwig Scheib (1922–2015)

verbundene Namensänderung „Protestantisch-Evangelisch-Christliche Kirche der Pfalz“ zur „Evangelischen Kirche der Pfalz“ ein. Diese Namensänderung wurde mit Beschluss der Landessynode vom 28. April 1978 vollzogen.

In seiner Zusammenfassung (S. 454–465) konzentriert sich Bonkhoff etwas einseitig vor allem auf die Defizite im pfälzischen Kirchenwesen der Gegenwart, die er am Zurückgehen biblischer Kenntnis und Erkenntnis, einem „permissiven“ Verhalten auf vielen Gebieten des pfarramtlichen Dienstes, in der Unkirchlichkeit des kirchlichen Personals und in der Schrumpfung des pfälzischen Protestantismus festmacht.

Ein Quellenteil zu wichtigen Entscheidungen der pfälzischen Kirche im 20. Jahrhundert (beginnend mit dem Kirchenvertrag von 1924) beschließt diesen sehr gehaltvollen Band – unter Berücksichtigung des sehr ausführlichen Anmerkungsapparates und auch des 1. Bandes geradezu ein Handbuch zur pfälzischen Kirchengeschichte der letzten zwei Jahrhunderte! Wenn auch im Einzelfall die Beurteilung von Amtsträgern und kirchlichen Entwicklungen (nur Defizite?) anders als in diesem Werk ausfallen mag, so kann man Bonkhoff nicht hoch genug anrechnen, dass er sich der „Selbstsäkularisierung“ (Wolfgang Huber) nicht nur der Kirche, sondern auch der Kirchengeschichtsschreibung entgegenstemmt und konsequent neuzeitliche bis neomodische Entwicklungen in Kirche und Theologie am Urheber und den Ursprüngen der Kirche misst. [2071]

*Gerhard Philipp Wolf*

### 3. Bayerische (Kirchen-)Geschichte (Nr. 2072–2081)

#### 3.1. *Übergreifend* (Nr. 2072–2073)

Borchardt / Rupp (Hg.): Rothenburg ob der Tauber. Geschichte (Herz) (Nr. 2072) – Synagogen-Gedenkband Bayern III/1: Unterfranken (Zeiß-Horbach) (Nr. 2073)

RUPP, HORST F. / BORCHARDT, KARL (Hg.): Rothenburg ob der Tauber. Geschichte der Stadt und ihres Umlandes. – Darmstadt: Theiss, 2015. – 751 S., geb., 124 s/w. Abb. und 32 Farbtafeln. – ISBN 978-3-80622962-2.

Der in jeder Hinsicht gewichtige Band versucht etwas Neues, nämlich die vielen bereits vorliegenden Publikationen zur Stadtgeschichte zu bündeln und „eine auf den aktuellen wissenschaftlichen Erkenntnissen aufruhende, fundierte Hinführung zur historischen Entwicklung der Stadt und ihres Umlandes von den frühest greifbaren Anfängen bis ins 20. Jahrhundert zu geben“. Der Schwerpunkt liegt dabei auf „Überblicksdarstellungen zu ausgewählten Themen“, die auf der Basis eines knapp gehaltenen fachwissenschaftlichen Apparates allgemein verständlich präsentiert werden sollen (S. 7). Verantwortlich dafür zeichnen in erster Linie die beiden Herausgeber, die durch ihre persönlichen Biographien und ihr berufliches Wirken in enger Verbindung zu Rothenburg und seiner ehemaligen Landwehr stehen. Die einzelnen Beiträge stammen von „zwanzig fachlich ausgewiesene[n] Expertinnen und Experten“ (S. 7). Sie werden ergänzt durch eine detaillierte Zeittafel, die allerdings bereits mit dem Jahr 1978 (nämlich dem Verkauf des Wildbads und dessen Ausbau zur evangelischen Tagungsstätte) endet (S. 617–623), den Anmerkungen (S. 624–697) und Abkürzungen (S. 698f), ein sehr umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 700–726), den Bildnachweis (S. 727f) und das Personen- und Ortsregister (S. 729–750). Kurzbiographien der

Autorinnen und Autoren (S. 751) runden das Werk ab.

Es beeindruckt durch seine Vielfalt: Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, Kunst und Kultur, Frömmigkeit und Geselligkeit kommen in den einzelnen Beiträgen zur Sprache, wobei der chronologische Rahmen von der Vor- und Frühgeschichte in der Rothenburger Landwehr bis in die Gegenwart reicht. Bei einem derart weitreichenden inhaltlichen Spektrum kann natürlich nicht jedes Thema in entsprechendem Umfang gewürdigt werden. Zu kurz kommen laut Vorwort wegen des Fehlens ausreichender Vorarbeiten die Jahre zwischen dem Tod Topplers 1408 und dem Bauernkrieg 1525 und vom Ende des Dreißigjährigen Kriegs 1648 bis zur Mediatisierung Rothenburgs 1802/03 (S. 8), außerdem die Rolle der evangelischen Kirche Rothenburgs in der Zeit des Nationalsozialismus (S. 592). Es fehlt auch ein Beitrag zur Geschichte Rothenburgs nach 1945 bis zur unmittelbaren Gegenwart (S. 8).

Trotz dieser Desiderata enthält das Buch viele komprimierte und trotzdem differenzierende, äußerst informative und in der Regel gut lesbare Beiträge. Lediglich in Daniel Bauers Darstellung des Aufstiegs des Nationalsozialismus in der Region Rothenburg (S. 511–515) hemmt die durch das Thema bedingte Fülle des angeführten Zahlenmaterials etwas den Lesefluss. Interessant sind vor allem die erstmals präsentierten Überblicksdarstellungen für die Zeit von der Reichsgründung 1871 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs (S. 479–501 und S. 510–527).

Das Konzept, verschiedene Autorinnen und Autoren um Beiträge zu ersuchen, birgt immer die Gefahr von Überschneidungen.



So werden z.B. die Reformationsgeschichte (S. 161–179 und S. 270–283) und das Ende der mittelalterlichen Judengemeinde (S. 154f und 159f) in zwei Beiträgen beleuchtet. Jedoch überwiegt die inhaltliche Vielfalt und Variabilität in der Herangehensweise der einzelnen Verfasser an ihre Beiträge derartige Nachteile bei weitem. Positiv hervorzuheben ist außerdem, dass die Textbeiträge durch 32 durchwegs farbig gestaltete Tafeln und 124 Abbildungen veranschaulicht werden. So ist ein in jeglicher Hinsicht hochwertiges Opus entstanden, das sorgfältig redigiert und gestaltet ist – ein Lesegenuss für jeden historisch Interessierten!

[2072]

Ulrich Herz

**KRAUS, WOLFGANG, DITTSCHIED, HANS-CHRISTOPH, SCHNEIDER-LUDORFF, GURY** in Verbindung mit **SCHWARZ, MEIER** (Hg.): Mehr als Steine ... Synagogen-Gedenkband Bayern, Band III/1: Unterfranken, Teil 1, erarbeitet von Axel Töllner, Cornelia Berger-Dittscheid, Hans-Christof Haas und Hans Schlumberger unter Mitarbeit von Gerhard Gronauer, Jonas Leipziger und Liesa Weber, mit einem Beitrag von Roland Flade. – Lindenberg/Allgäu: Kunstverlag Josef Fink, 2015 (= Gedenkbuch der Synagogen in Deutschland, Band III: Bayern). – 882 S., geb., Festumschlag, Abb., – ISBN 978-3-89870-449-6.

Im Juli 2015 wurde der erste Teilband des Synagogen-Gedenkbandes für Unterfranken im *Shalom Europa* in Würzburg der Öffentlichkeit vorgestellt. Der ansprechend gestaltete Band umfasst fast 900 Seiten und deckt diejenigen Synagogengemeinden ab, die es um 1930 in den unterfränkischen Landkreisen Aschaffenburg, Miltenberg, Main-Spessart, Würzburg sowie in den kreisfreien Städten Aschaffenburg und Würzburg gab. Der heutige Rabbiner der Israelitischen Kultusgemeinde Würzburg, Jaakov Ebert, deutet den gewaltigen Umfang des Bandes in

seinem Geleitwort als Hinweis auf das reichhaltige jüdische Leben, das es in den letzten Jahrhunderten im Gebiet des heutigen Freistaates Bayern gab. Innerhalb des untersuchten Gebietes besteht einzig in Würzburg gegenwärtig wieder eine jüdische Gemeinde.

Mit dem vorliegenden Band wurde das Projekt *Synagogen-Gedenkband Bayern*, das von zwei Seiten, kirchlicherseits von der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche in Bayern, staatlicherseits vom Kultusministerium des Freistaates Bayern, der Bayerischen Landesstiftung und der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit ideell wie finanziell maßgeblich gefördert wurde, erfolgreich fortgesetzt. Die bayerische Landeskirche kam mit dieser Förderung ihrer Selbstverpflichtung von 1998 in vorbildlicher Weise nach, einen Beitrag zur Erforschung der Geschichte der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern im Dritten Reich, insbesondere ihres Verhaltens zu Juden und sogenannten Judenchristen, zu leisten. Das Projekt selbst steht im größeren Zusammenhang einer übergreifenden Dokumentation der Synagogen in Deutschland, die von Prof. Meier Schwarz (Jerusalem) initiiert wurde.

Für den vorliegenden Teilband wurde das bewährte Konzept des 2007 erschienenen ersten Synagogen-Gedenkbandes Bayern (Besprechung in: ZBKG 2008, Nr. 1619) übernommen. In einem einleitenden Kapitel legt Roland Flade unter dem Thema „Unterfränkische Juden – Teil der Gesellschaft“ den Schwerpunkt auf die Integrationsgeschichte der unterfränkischen Juden und ihre Identifikation mit der Weimarer Republik und illustriert dies anhand von Beispielen vor 1933, ein fast selbstverständlich erscheinendes Zusammenleben, das mit dem nationalsozialistischen Regime zerstört wurde. Er deutet den Umstand, dass der gegenwärtige Würzburger Stadtrat erstmals seit der Weimarer Republik wieder ein jüdisches Mitglied in seinen Reihen aufweist, als „ermutigendes Zeichen für die inzwischen nicht mehr als ungewöhnlich erachtete erneute

Integration der jüdischen Minderheit in das alltägliche Leben“ (S. 6).

Die Darstellung derjenigen Synagogengemeinden, die es um 1930 gab, ist nach Landkreisen und innerhalb dieser in alphabetischer Reihenfolge geordnet, wodurch das Auffinden leicht gemacht wird. Den Großteil der Artikel verfassten Cornelia Berger-Dittscheid, Hans Schlumberger und Axel Töllner, für den Bereich Architektur neben Berger-Dittscheid auch Hans-Christof Haas, wobei die Autoren bei einzelnen Orten auf Vorarbeiten von Barbara Eberhardt, Angela Hager und Anne Krauß zurückgreifen konnten. Überhaupt war das umfangreiche Werk nur als Gemeinschaftsprojekt vieler weiterer Männer und Frauen, unter ihnen Archivmitarbeitende, Lokalhistoriker, Zeitzeugen und Vertreter jüdischer Gemeinden, möglich.

Der Gedenkband trägt den Titel „Mehr als Steine“. Er wird diesem Ziel gerecht: Es gelingt den Autor/innen, nicht nur die Geschichte der jeweiligen Synagogen und anderer Gebäude der betreffenden Gemeinden einschließlich ihrer Zerstörungen zu erzählen, sondern darüber hinaus überhaupt die Geschichte der betreffenden Gemeinden und ihrer Mitglieder seit ihrer Gründung bis in die neueste Zeit lebendig werden zu las-

sen, sowohl durch Berichte und Zitate wie auch durch die reichhaltige Bebilderung mit Schwarz-Weiß-Fotos, darunter auch Bauzeichnungen und Karten. Von besonderem Interesse ist jeweils der Teil „Nach 1945“, in dem über die schwierige Geschichte der Restitution bzw. der Umwidmung oder Wiedergewinnung und Restaurierung ehemaliger Synagogen und ihrer heutigen Nutzung als Mahnstätten oder kulturelle Veranstaltungsorte berichtet wird.

Interessierte finden in dem vorliegenden Band einen reichen Schatz an gut geschriebener, wissenschaftlich verantworteter Information, Übersichten zur Entwicklung der Zahl jüdischer Einwohner der beschriebenen Orte, weiterführende Literatur und, wichtig für alle, die selbst wissenschaftlich weiterarbeiten möchten, die Offenlegung der verwendeten Archivalien, ob sie sich in Deutschland oder in Israel befinden. So kann man dem Werk nur eine möglichst große Leserschaft und Verbreitung wünschen, um, ganz im Sinne des Geleitwortes von Regionalbischöfin Gisela Bornowski, dazu beizutragen, „neue Wege in eine gemeinsame Zukunft“ von Christen und Juden zu eröffnen.

[2073]

*Auguste Zeiß-Horbach*

### 3.2. Bis 1806 (Nr. 2074–2078)

Greiter/Zengerle (Hg.): Ingolstadt in Bewegung (Zeiß-Horbach) (Nr. 2074). – Gößner: Evangelisch in München [... von der Reformationszeit bis ... ] (Rößler) (Nr. 2075). – [Becker:] Passau und Bayern im Spannungsfeld von Politik und Religion (Keller) (Nr. 2076). – Leo (Hg.): Würzburg unter schwedischer Herrschaft 1631–1633 [Ganzhorn] (Bergerhausen) (Nr. 2077). – Hausberger: Die Regensburger Bischöfe 1649–1817 (Eberl) (Nr. 2078).

GREITER, SUSANNE / ZENGERLE, CHRISTINE (Hg.): Ingolstadt in Bewegung: Grenzgänge am Beginn der Reformation. Sammelband zur gleichnamigen Tagung in Ingolstadt am 15./16. März 2014. – Göttingen: Optimus, 2015. – 346 S., kart. – ISBN 978-3-86376-162-2.

Das 500-jährige Reformationsjubiläum hat sowohl die regionale Kirchengeschichtsforschung wie auch die Erforschung des reformatorischen Engagements von Frauen und die Verbreitung dieser Forschungsergebnisse vorangebracht. Ein Beispiel ist der im Jahr 2015 vorgelegte Band „Ingolstadt in

Bewegung. Grenzgänge am Beginn der Reformation“, vorgelegt als Ergebnis einer 2014 veranstalteten, kulturgeschichtlich ausgerichteten Tagung zur gleichnamigen Ausstellung im Stadtmuseum Ingolstadt. Ziel der Tagung war ein interdisziplinärer Austausch von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, deren Forschungen sich an der Schwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit bewegen. Der Fokus richtete sich auf die Spurensuche zur Auswirkung der Reformation in Ingolstadt, die mit dem Namen der inzwischen recht bekannt gewordenen Reformatorin Argula von Grumbach verbunden ist. Argula von Grumbach, geb. von Stauff, hatte die Universität Ingolstadt 1523 mit einem auch als Flugschrift erschienenen Schreiben herausgefordert. Damit nahm sie Partei für einen jungen Magister namens Arsacius Seehofer, Anhänger der Reformation, der in Ingolstadt lehrte. Für eine Frau war das damals ein ungeheuerliches und daher in der Öffentlichkeit mit großem Interesse verfolgtes Verhalten.

Der Band vereint zwölf Beiträge, deren Themen einerseits dem Schwerpunkt Reformation in Ingolstadt gewidmet sind, andererseits aber auch weit darüber hinausgehen, z.B. Johannes Pietsch: Die Kleidung in Süddeutschland in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (S. 113–173). Für Interessenten der regionalen Kirchengeschichtsforschung sei insbesondere auf folgende Beiträge verwiesen:

Der neuseeländische Historiker Peter Matheson, der 2014 in deutscher Fassung eine ausführliche Biographie zu Argula von Grumbach vorgelegt hat (Besprechung in: ZBKG 2015, Nr. 1991), ist hier mit einem Beitrag zu Argula von Grumbach vertreten (S. 17–33), in dem er Bezug nimmt auf die Netzwerke, die ihr für ihr reformatorisches Wirken zur Verfügung standen. Wichtige Fakten zur Familiengeschichte der Stauffer, des Adelsgeschlechts, aus dem Argula von Grumbach stammte, liefert Elisabeth Spitzenberger (S. 83–112).

Durch den Beitrag von Ulrike Wörner „Humanistinnen und Reformatorinnen“ (S. 67–82) wird der Blick über die Gestalt Argula von Grumbachs hinaus geweitet und die Frage nach „Möglichkeiten und Grenzen der Teilhabe von Frauen an öffentlichen Diskursen an der Schwelle zur Frühen Neuzeit“ (S. 67) anhand dreier sehr unterschiedlicher Frauen, Christine de Pizan, Argula von Grumbach und Caritas Pirckheimer, erörtert.

Johannes Eck, Theologieprofessor und Pfarrer in Ingolstadt sowie Gegenspieler Luthers, kommt in dem Beitrag von Marco Benini (S. 35–65) als liturgisch gestaltender Erneuerer in den Blick. Benini stellt in seinem Aufsatz einen Teil seiner Forschungen zum Pfarrbuch des Johannes Eck vor, mit denen er zeigt, dass die bloße Darstellung Ecks als scharfzüngiger Gegner Luthers eine Reduktion seines Wirkens darstellt.

Hintergrundinformationen zur Universität Ingolstadt geben Maximilian Schuh und Antonia Landois. Schuh untersucht die Zu- und Abwanderungen von Akademikern im 15. Jahrhundert (S. 175–191). Er verweist darauf, dass der „spätmittelalterliche Personenverband der Universität maßgeblich von seinen Mitgliedern geprägt wurde.“ (S. 188) Die institutionellen Strukturen und Bildungsvorstellungen der Universität Ingolstadt seien durch die Untersuchung der akademischen Mobilität ihrer Mitglieder, aufgrund derer sie bestimmte Netzwerke und Bildungsinteressen mitbrachten, besser zu verstehen. Antonia Landois untersucht unter Verweis auf reichhaltige archivalische Quellen die Situation der Lehrenden an der Hochschule Ingolstadt (S. 193–220).

Der ansprechend gestaltete Band enthält zahlreiche Farbfotos, mit denen die Beiträge illustriert werden, außerdem jeweils ausführliche Hinweise zu weiterführender Literatur und ist auch für interessierte Laien gut lesbar.

[2074]

*Auguste Zeiß-Horbach*

GÖSSNER, ANDREAS: *Evangelisch in München. Spuren des Protestantismus von der Reformationszeit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts.* – Regensburg: Pustet, 2017 (Reihe: Kleine Münchner Geschichten). – 135 S., kart. – ISBN 978-3-7917-2851-3.

Andreas Gößner gehört zu der Generation von Kirchenhistorikern, die gerne die traditionellen Grenzen der mehr ideen- und theologiegeschichtlich ausgerichteten Kirchengeschichte überschreiten und sich die Erkenntnisse und Hilfsmittel der Landesgeschichte zunutze machen. So greift er, um nur ein Beispiel zu nennen, immer wieder auf die Häuserbücher und die Hausforschung des Münchner Stadtarchivs zurück, um mit der Wohnlage die gesellschaftliche Schicht und durch die Steuerleistung die Vermögenslage seiner Hauptakteure, vor allem im 16. Jahrhundert, zu ermitteln; das macht seine Darstellung plastisch und lebendig.

Anschaulich und lebendig ist auch die Einleitung, mit der er seine Leser auf sein Buch einstimmt. Sie widerlegt den Mythos von der quasi naturgegebenen Katholizität der Altbayern, der noch bis über die Mitte des letzten Jahrhunderts hinein auf manchen Lehrstühlen der philosophisch-theologischen Hochschulen des Freistaates vertreten wurde. Das Gegenteil ist der Fall: Diese bayerische Katholizität ist nicht die Mauer, an der die evangelische Bewegung scheiterte; sie ist vielmehr das Ergebnis der Abwehrmaßnahmen, die die bayerischen Herzöge schon sehr früh (ab 1522) und mit frühabsolutistischer Konsequenz gegen die bereits partiell erfolgreiche evangelische Bewegung ergriffen, unterstützt von der tridentinisch geprägten Reformtheologie und Volkspädagogik der Jesuiten, die über 200 Jahre nicht nur die religiöse, sondern die gesamte geistige Kultur Bayerns prägten.

Beeindruckend zeigt Gößner, wie intensiv München auch noch nach der frühen antilutherischen Entscheidung der bayerischen Herzöge in das auf Wittenberg bezogene

Netzwerk des humanistisch, kirchenreformerisch bzw. dezidiert lutherisch geprägten Gedankenaustausches einbezogen war, zunächst anhand des Münchner Buchdruckers Hans Schobser. Dieser druckte z.B. 1521 Luthers Adelschrift in der immensen Auflage von 1500 Exemplaren, die freilich der Herzog konfiszierte, und ließ bis 1524 immer wieder reformationsfreundliche Schriften, jetzt freilich ohne Angabe des Verlags, erscheinen. Erst seit dem Zensurmandat von 1569 gelang es der herzoglichen Regierung, den Handel mit „ketzerisch“ geprägten Druckschriften, der vor allem durch ambulante Händler besorgt wurde, unter ihre Kontrolle zu bringen.

In einem eigenen Kapitel wird das Münchner Augustinerkloster als „Wirkungsstätte wichtiger Weggefährten Luthers“ vorgestellt; zu ihnen zählt Johannes von Staupitz (1502–1503 Prior des Münchner Konvents) ebenso wie Luthers „Assistent“ Leonhard Reiff, der von 1522 bis 1525 im Münchner Falkenturm einsaß, nachdem er dem Münchner Kloster die umstürzenden Beschlüsse des Grimmaer Ordenskapitels überbracht hatte, oder der damalige Generalvikar des Ordens Wenzeslaus Link, der 1516 Prediger im Münchner Konvent gewesen war. Noch 1558 wurden in der Augustinerkirche in demonstrativer Form Lutherlieder angestimmt, um die für unzumutbar gehaltene Predigt von Wolfgang Seidel OSB zu stören.

Überhaupt war die Musik, in der im 16. Jahrhundert die Münchner Hofkapelle herausragte, ein wichtiges Vehikel der evangelischen Bewegung. Seit 1522/23 war Ludwig Senfl Leiter der Münchner Hofkapelle; in gemeinsamer Begeisterung für die Musik stand Luther mit ihm in Briefwechsel. Sein Nachfolger Ludwig Daser, der freilich im Schatten des bedeutenderen Hofkapellmeisters Orlando di Lasso stand, erwies sich in den Religionsverhören von 1569 und 1572 als eindeutig protestantisch gesinnt und verließ bald darauf München, um in Stuttgart die Stelle eines Hofkapellmeisters zu übernehmen.

Auch nach Luthers Tod blieb Wittenberg, solange sein Weggefährte Philipp Melanchthon († 1560) dort wirkte, das Herzentrum der Reformationsbewegung. Es ist eindrucksvoll, wie viele Münchner Gößner unter den Schülern Luthers und Melanchthons nachweisen kann, angefangen von dem Münchner Bürgersohn Arsadius Seehofer, für den sich die streitbare Argula von Grumbach einsetzte, als er 1524 als „Ketzler“ in Klosterhaft genommen worden war, bis hin zu Martin Balticus, dem Leiter der Münchner „Stadtpoeterei“ (Gymnasium), der 1560 wegen seiner religiösen Überzeugung nach Ulm fliehen musste, und dem Enkel des bedeutenden bayerischen Kanzlers Leonhard von Eck, Oswald von Eck, der in seinen letzten Lebensjahren in die evangelische Reichsstadt Regensburg übersiedelte.

Berührend ist Gößners Kapitel über den Münchner Falkenturm, das herzogliche „Gefängnis für Staatsfeinde und Protestanten“. Das war ein Synonym, seitdem die bayerischen Herzöge sich gegen Luthers Reformation entschieden hatten. Das musste der Münchner Patrizier Bernhard Dichtel neben vielen anderen 1524 ebenso erleiden wie 1564 der hochgebildete Hofmarschall Pankraz von Freyberg, dessen Kontakte zu anderen evangelisch gesinnten Adligen in Bayern ihm als „Adelsverschwörung“ ausgelegt wurde.

Mit einem Kapitel über den ersten evangelischen Gottesdienst in München seit der Reformation, den am 2. Juni 1799 der Kabinettsprediger der protestantischen Kurfürstin Karoline, Friedrich Ludwig Schmidt, in Schloss Nymphenburg gehalten hat, schließt das Buch. Es reiht sich ein in die Abfolge von Monographien über die Auswirkungen der Reformation auf München, die im Abstand von jeweils etwa 50 Jahren erschienen sind. 1917 legte die verdienstvolle Studie des Münchner Stadtpfarrers Ernst Dorn mit dem blumigen Titel „Der Sang der Wittenberger Nachtigall in München“ die Grundlage für die Erforschung dieses Themas. 1966 erschien die Dissertation des Rezensenten über die evangelische Bewegung im Bistum Frei-

sing, in der mehr als 60 Seiten dem Thema „München und die Reformation“ gewidmet waren. Es freut ihn, dass Dorns und seine Forschungen auch 50 Jahre später in Gößners Buch noch immer als zuverlässige Ausgangsbasis für die beständig voranschreitende Forschung angesehen werden; ebenso freut es ihn, diese Fortschritte wahrzunehmen, sei es in inhaltlicher Hinsicht (vor allem durch eine sorgfältige Auswertung der Weimarer Lutherausgabe), sei es in der Perspektive der Darstellung, die sich längst von dem Schema antikatholischer Schwarz-Weißmalerei gelöst hat und heute besser in der Lage ist, Zwischentöne wahrzunehmen.

Gelegentlich schießt Gößners Freude am Detail über das Ziel hinaus, z.B. wenn er nach Ockhams Grabplatte auch die zweite, dritte und vierte verschollene Grabinschrift der 1803 niedergelegten Franziskanerkirche erläutert. Stattdessen hätte zumindest der Laie gerne eine kurze Information über die Hauptgedanken Ockhams gelesen, der schon knapp 200 Jahre vor Luther den universalen Herrschaftsanspruch des Papstes in Frage gezogen hat. Dass Gößner sein Buch „Evangelisch in München“ mit einem Kapitel über Ockhams Wirken am Hof Kaiser Ludwigs des Bayern beginnt, mag befremdlich wirken, ist aber in dem Maße gerechtfertigt, als wir heute Luthers Reformation weniger als das epochenwendende Ereignis auf dem Weg zur Neuzeit als vielmehr als den Höhepunkt der „Temps de Réformes“ (14. bis Mitte des 17. Jahrhunderts) ansehen.

Das sorgfältig lektorierte Taschenbuch ist hervorragend illustriert, vor allem mit Abbildungen, die bisher noch kaum oder noch nie zu sehen waren. Eine Zeitleiste und ein Personenregister vervollständigen die Ausstattung.

[2075]

*Hans Rößler*

EBERHARD, MARKUS / PUHANE, MARIO (Hg.): Passau und Bayern im Spannungsfeld von Politik und Religion. Ausgewählte Studien von *Winfried Becker*. Festgabe zum 75. Geburtstag. – Berlin: uni-edition GmbH, 2016. – X+ 310 S., brosch. – ISBN 978-3-944072-82-1.

Der 75. Geburtstag des Passauer Historikers Winfried Becker wurde von seinen Schülern und Freunden zum Anlass genommen, dessen landes- und regionalhistorische Forschungen insbesondere zu Passau zu würdigen. „Die vorliegende Festgabe beinhaltet acht landes- und regionalhistorische Studien Winfried Beckers, die zwischen 1988 und 2012 erschienen sind. Diese spannen thematisch und zeitlich vom sogenannten konfessionellen Zeitalter bis hin zum Nationalsozialismus einen breiten Rahmen, der auch die Vielfalt seiner Forschungsinteressen widerspiegelt“ (S. VIII).

Wieder abgedruckt ist auch der Aufsatz „Der Passauer Vertrag in der Historiographie“, der zuerst in dem von Becker herausgegebenen Tagungsband über den Vertrag von 1552 gedruckt wurde, der 2003 als Band 80 der Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Bayerns erschienen ist.

Das Schriftenverzeichnis Winfried Becker rundet als wichtiger Überblick über sein Schaffen den Band ab. Becker gilt als Experte für die Geschichte des politischen und sozialen Katholizismus sowie der christlichen Demokratie in Europa. „Daneben hat er jedoch immer wieder auch zu Themen seiner Wahlheimat Bayern bzw. Passau geforscht und publiziert“ (U4). [2076]

*Rudolf Keller*

LEO, CHRISTIAN (Hg.): Würzburg unter schwedischer Herrschaft 1631–1633. Die „Summarische Beschreibung“ des Joachim Ganzhorn. Edition und historische Einordnung, mit einem Beitrag von *Winfried Romberg*. – Würzburg: Echter, 2017 (= Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg 74). – LXXIV + 489 S., geb., Festumschlag, 21 Abb. – ISBN 978-3-429-04374-2.

Zu den verstörendsten Ereignissen der Würzburger Geschichte gehört die schwedische Eroberung der Bischofsstadt im Dreißigjährigen Krieg und die anschließende, drei Jahre währende Fremdherrschaft (15. Oktober 1631 – 14. Oktober 1634). Die wohl bedeutendste Quelle über diese düstere Phase der Würzburger Stadtgeschichte ist die „Summarische Beschreibung“ des Geheimen Rates Joachim Ganzhorn, der als Doktor beider Rechte in der fürstbischöflichen Verwaltung Karriere gemacht hatte; er war nicht nur Zeitzeuge der Geschehnisse, sondern versuchte als einer der wenigen vor Ort gebliebenen Repräsentanten der alten Bistumsregierung auf sie einzuwirken. Seine Darstellung der Abläufe prägt bis heute das Bild insbesondere von den Anfängen der Schwedenzeit in Würzburg. Sie setzt ein mit dem Tod des Würzburger Fürstbischofs Philipp Adolf von Ehrenberg und dem Amtsantritt seines Nachfolgers Franz von Hatzfeldt, der bereits ganz im Zeichen des schwedischen Siegeszuges durch das Reich stand. In über weite Strecken geradezu spannender Weise schildert der Autor die kampflose Kapitulation der Würzburger Grenzfestung Königshofen vor den anrückenden Schweden und die panikartigen Reaktionen, die dies in Würzburg auslöste, die Übergabe der nicht verteidigungsfähigen rechtsmainischen Bischofsstadt an den schwedischen König, den Sturm auf die links des Mains gelegene Festung Marienberg und die blutigen Greuel, die sich nach ihrem Fall zutragen. Sodann beschreibt er detailliert die

Schäden, die die Stadt Würzburg und vornehmlich auch die geistlichen Institutionen innerhalb ihrer Mauern wie auch im Hochstift bei der schwedischen Eroberung erlitten; dazu führt er die Steuerlasten auf, die ihnen von den Besatzern in den folgenden Monaten aufgebürdet wurden. Deutlich arbeitet er heraus, dass die von Gustav Adolf den Katholiken zugesicherte Glaubensfreiheit in seinen Augen wenig wert war, weil den Kirchen und Klöstern in kürzester Zeit die materiellen Lebensgrundlagen entzogen wurden und die verbliebenen Geistlichen zahlreichen Beschränkungen unterlagen. Mit einem gerafften Überblick über die Einsetzung einer schwedischen Statthaltschaft in Würzburg, den Abzug der schwedischen Hauptarmee, die Abreise des Königs am 19. November 1631 und die weitere Entwicklung in Würzburg und im Reich bis zum Tod Gustav Adolfs in der Schlacht von Lützen am 17. November 1632 klingt der Ganzhorn'sche Bericht aus.

Ganzhorns Beschreibung war bisher nur in einer von Ignaz Gropp OSB im Jahr 1748 veröffentlichten Sammlung mit dem Titel „Wirtzburgischen Chronick deren letzteren Zeiten“ zugänglich. Gropp benutzte den Ganzhorn-Text seinerseits in einer um 1640/50 entstandenen Abschrift und kannte anscheinend auch eine Version, die sich in einer im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts entstandenen Kompilation Würzburger Chroniken eines unbekanntenen Schreibers befindet. Bereits diese Vorlagen waren indes gestört, und Gropp fügte durch seine Bearbeitung weitere Fehler hinzu. Dennoch diente Gropps Druckfassung in Ermangelung einer kritischen Ausgabe bis in die Gegenwart als wesentliche Zitationsreferenz auch in der wissenschaftlichen Literatur.

Um so verdienstvoller ist es, dass sich der promovierte Germanist Christian Leo der mühevollen Aufgabe unterzogen hat, endlich eine wissenschaftstaugliche Edition dieser höchst bedeutsamen Quelle zu erstellen. Zwar ist das Manuskript Ganzhorns, das vermutlich 1632/33 entstand, verloren. Doch

konnte Leo auf vier handschriftliche Abschriften der Chronik zurückgreifen, von denen eine ca. 1640/50, eine um 1670 und zwei weitere im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts entstanden sind. Sie befinden sich heute im Staatsarchiv, im Stadtarchiv und in der Universitätsbibliothek Würzburg. Drei davon gehen offenbar unmittelbar auf den Urtext zurück. Keine bietet einen vollständigen Text. Ziel des Bearbeiters war es, ein möglichst umfassendes Textkorpus zu erstellen. Als Ausgangsbasis wählte er den umfangreichsten Textzeugen, der vor 1733 entstanden ist (nach einem von ihm erstellten Stemma als Handschrift C bezeichnet). Für diese Fassung sprach auch, dass sie von der Orthographie und Interpunktion her für den heutigen Benutzer durchgehend gut lesbar ist. Inhaltliche Abweichungen und Ergänzungen der anderen beiden auf die Urschrift zurückgehenden Handschriften wurden eingearbeitet; insoweit bietet die Edition eine mutmaßlich vollständige Rekonstruktion des ursprünglichen Ganzhorn-Textes. Neben den inhaltlichen Varianten wurden zudem alle Abweichungen der verschiedenen Fassungen im Buchstaben- und Lautbestand wie auch in der Zeichensetzung vermerkt, so dass die Edition nicht zuletzt ein reiches Betätigungsfeld für Sprachforscher und Schriftkundler eröffnet. Neben dem umfangreichen Variantenapparat erläutert ein Sachapparat zuverlässig frühneuhochdeutsche Fachtermini, Idiome und heute nicht mehr geläufige Wörter sowie historische, biographische und topographische Details.

Doch enthält der Band wesentlich mehr als „nur“ eine mustergültige Edition der „Summarischen Beschreibung“ Ganzhorns. Diese umfasst nämlich lediglich 140 Seiten des voluminösen Buches. In einem einführenden Aufsatz steckt zunächst *Winfried Romberg*, als Bearbeiter der einschlägigen *Germania Sacra*-Bände über das Bistum Würzburg bestens ausgewiesen, gemeinsam mit Christian Leo den ereignisgeschichtlichen Rahmen von der Echterzeit bis zum

Jahr 1634/35, in dem die Kaiserlichen Stadt und Festung Würzburg von den schwedischen Besatzern bzw. der von diesen eingesetzten sachsen-weimarischen Regentschaft zurückeroberten, ab. Dabei setzen sie dicke Fragezeichen hinter die in der älteren Literatur vorherrschende Auffassung von einem eher nachsichtigen Umgang des schwedischen Königs und der von ihm eingesetzten Statthalter mit den katholischen Einwohnern Würzburgs.

Dann arbeitet Christian Leo die Geschichte der verzweigten Familie Ganzhorn auf und liefert so nebenher einen wichtigen Beitrag zur Genealogie der Ochsenfurter und Würzburger Bürger- und Beamtschaft. Ein weiterer Abschnitt ist der Biographie des Autors der „Summarischen Beschreibung“ selbst, Dr. Joachim Ganzhorn, gewidmet. Hier werden auch die Schreibanlässe, die Ganzhorn bewegten, und die Absichten, die er mit seiner Schrift verfolgte, erörtert. Dabei kann gezeigt werden, dass Ganzhorn bis etwa April 1633 an seinem Text arbeitete; von daher erklärt sich das vielleicht etwas missverständliche Enddatum 1633 im Buchtitel („Würzburg unter schwedischer Herrschaft 1631 – 1633“), dauerte doch die Besetzung der Stadt erheblich länger. Umfassend werden Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte der Quelle vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart ausbreitet.

Über manche stilistischen Eigenheiten, die wohl dem langen Umgang des Bearbeiters mit der altertümlichen, häufig regellosen Quellensprache geschuldet sind, darf man bei der Lektüre dieser höchst instruktiven Ausführungen getrost hinwegsehen. Im Anhang werden Kurzbiographien der in der „Summarischen Beschreibung“ erwähnten Personen geboten, die sogar mit ersten Hinweisen auf weiterführende Quellen und Literatur versehen sind; auch dies ein wichtiges Hilfsmittel für die weitere Beschäftigung mit der Würzburger Stadtgeschichte. Schließlich werden 15 begleitende Quellen abgedruckt, die es ermöglichen, die Arbeits-

weise des Verfassers und die Aussagekraft der „Summarischen Beschreibung“ zu überprüfen, darunter ein Auszug aus dem Tagebuch Ganzhorns für die Zeit vom 3. bis 8. November 1631. Ein umfassendes Quellen- und Literaturverzeichnis ist dem Band entsprechend den Vorgaben der Reihe vorangestellt.

Es wäre zu wünschen, dass das material- und kenntnisreiche Buch der Erforschung der Geschichte von Stadt und Hochstift Würzburg im Dreißigjährigen Krieg neue Impulse gibt. Denn seit den vor über vierzig bzw. fünfzig Jahren angefertigten Dissertationen von Reinhard Weber und Christa Deinert hat es keine eingehendere wissenschaftliche Beschäftigung mit dieser Epoche mehr gegeben, und über Details der Schwedenzeit in Würzburg musste man sich bislang sogar immer noch in dem einschlägigen Werk von Carl Gottfried Scharold von 1844/45 informieren. Für die Würzburger Stadtgeschichte stellt der Band mithin einen Markstein dar. Doch auch außerhalb Würzburgs wäre eine breitere Rezeption der Edition sehr lohnenswert, weil sie überregional bedeutsame Einblicke sowohl in die Praktiken der schwedischen Expansion im Reich als auch in die Methoden der schwedischen Herrschaftssicherung in den besetzten Gebieten gibt. [2077]

*Hans-Wolfgang Bergerhausen*

**HAUSBERGER, KARL:** Die Regensburger Bischöfe 1649 bis 1817. – Berlin – Boston: Walter de Gruyter, 2016 (= *Germania Sacra* III / 13: Die Bistümer der Kirchenprovinz Salzburg. Das Bistum Regensburg 1). – XI + 475 S., teilw. farbige Abb., 4 Karten. – geb., Festeinband, Leinen. – ISBN 978-3-11-046818-2.

Das Bistum Regensburg wurde bislang von dem Forschungsprojekt der *Germania Sacra* wenig erfasst. Es ist deshalb für die landeskundliche Erforschung Bayerns von erheblicher Bedeutung, dass der durch sei-



ne Arbeiten weithin bekannte Bearbeiter die Regensburger Bischofsreihe für den Zeitraum zwischen 1649 und 1817 untersucht. Damit wird der gesamte Zeitraum zwischen dem Dreißigjährigen Krieg und der Säkularisation, die in Regensburg mit dem Tode von Erzbischof Karl Theodor von Dalberg verspätet stattfand, für Bistum und Hochstift abgedeckt. Der Reichsdeputationshauptschluss hatte mit Rücksicht auf die mit dem Mainzer Erzstuhl verbundene Erzkanzlerwürde eine Sonderregelung getroffen, die zwar das Hochstift Regensburg erheblich eingeschränkt hatte, dieses aber erst mehr als ein Jahrzehnt nach dem Untergang der übrigen geistlichen Fürstentümer und dem Untergang des Alten Reiches im Königreich Bayern aufgehen ließ. Diese Abweichung von der Geschichte der übrigen Institutionen der *Germania Sacra* hat die Bearbeitung erheblich beeinflusst.

Die eigentliche Absicht des Bearbeiters, die Pontifikate der Bischöfe in ein gleichförmiges Schema zu bringen und dabei die Tätigkeit der Amtsinhaber als *Ordinarius* darzustellen, ließ sich durch die Besonderheiten der Regensburger Kirche insgesamt nicht verwirklichen. Dazu hat der unterschiedliche Forschungsstand zu den einzelnen Amtsinhabern beigetragen, aber auch das stark voneinander abweichende Verhalten der Bischöfe, von denen sich manche ihren bischöflichen Aufgaben nur am Rande gewidmet haben. Die unterschiedlichen Biographien der Bischöfe haben keine einheitliche Darstellung der Bischöfe zugelassen. In den Pontifikaten kam auch den Weihbischöfen eine erhöhte Bedeutung bei der Bistumsverwaltung zu. Sie haben dabei das Amt des Konsistorialpräsidenten innegehabt. Bei dem letzten vorgestellten Bischof, Karl Theodor von Dalberg, kommt noch die überregionale Bedeutung seines Wirkens hinzu.

Das Werk beginnt mit der Zusammenstellung der „Quellen und Literatur“, wobei die Archivalien im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München, der Bayerischen National-

bibliothek, dem Bischöflichen Zentralarchiv Regensburg, der Staatlichen Bibliothek Regensburg und dem *Archivio Segreto Vaticano* in Rom am Anfang stehen. Dieser Auflistung der Archiv- und Bibliotheksbestände folgt die Zusammenstellung der mehrfach für die vorliegende Arbeit herangezogenen gedruckten Quellen und Literatur (S. 3–14). Es schließt sich die Darstellung der Ausgangslage und der Entwicklung im Überblick an (S. 15–42). Der Verfasser bezeichnet diese Ausführungen im Vorwort ausdrücklich als „Skizze“. Sie sollen Wiederholungen vermeiden und die Zuordnung von Einzelvorgängen erleichtern. Dabei werden die Stichworte Bistum, Hochstift, Domkapitel, Fürstbischöfe und Weihbischöfe abgedeckt. Das Bistum wird dabei in seiner geographischen Lage ebenso wie in der konfessionellen Aufteilung, die sich auch auf die Situation der Klöster bezieht, trotz aller Kürze umfassend dargestellt.

Das Hochstift war im Gegensatz zum Bistum mit seinen ca. sechs Quadratmeilen und etwas über 10 000 Einwohnern relativ klein. Die Auflistung geht auf die Entwicklung des Hochstifts seit dem hohen Mittelalter ein. Das Domkapitel setzte sich – bei Vergabe aller Kanonikate – aus 24 Mitgliedern zusammen. Dabei waren aber nur maximal 15 Mitglieder Vollkanoniker oder Kapitulare, der Rest Jungherren oder *Domicellare*, die beim Freiwerden von Kapitelstellen aufrückten. Die Geschäfte des Kapitels werden ebenso erörtert wie die Wahlkapitulationen, die den Einfluss des Domkapitels auch außerhalb der Sedisvakanzen des bischöflichen Stuhls sicherten. Diese Wahlkapitulationen sind in Regensburg seit 1437 nachweisbar. Das Domkapitel bestand über den Übergang Regensburgs an das Königreich Bayern hinaus weiter und erlosch als geistliche Institution erst mit der Installation des neuen Gremiums 1821. Dabei blieb dem Dompropst seine Würde erhalten, während der Domdekan neuer Bischof wurde. Die Stellung, das Handeln und die Aufgaben der Bischöfe und Weihbischöfe werden vom Bearbeiter eingehend beschrieben.

Das folgende Kapitel behandelt die Pontifikate der dreizehn Fürstbischöfe (S. 43–418). Die jeweiligen Darstellungen der Fürstbischöfe beginnen mit einer Auflistung der einschlägigen Forschungsliteratur. Einleitend in die Pontifikate werden Herkunft, Ausbildung und früherer Werdegang des jeweiligen Bischofs zusammengestellt. Die vom Verfasser untersuchten Bischöfe sind: Franz Wilhelm von Wartenberg (1640–1661); Johann Georg von Herberstein (1662–1663); Adam Lorenz von Törring-Stein (1663–1666); Guidobald von Thun (1666–1668); Albrecht Sigmund von Bayern (1668–1685); Joseph Clemens von Bayern (1685–1715); Clemens August von Bayern (1716–1719); Johann Theodor von Bayern (1719–1763); Clemens Wenzeslaus von Sachsen (1763–1768), Anton Ignaz von Fugger-Glött (1769–1787); Max Prokop von Törring-Jettenbach (1787–1789); Joseph Konrad von Schroffenberg (1790–1803) und Karl Theodor von Dalberg (1803–1817). Die Beschreibung der einzelnen Pontifikate versucht – soweit möglich – in den Überschriften und Darlegungen eine vergleichbare Darstellung zu schaffen, die jeweils mit einer Würdigung der Pontifikate und den Beschreibungen der bischöflichen Siegel und Wappen endet. Dabei wird das jeweilige Wirken der Fürstbischöfe, ihre Wahlkapitulationen und ihr Wirken in zahlreichen Einzelheiten geschildert.

Das Pontifikat des letzten Fürstbischofs Karl Theodor von Dalberg fällt aus diesem Rahmen heraus. Der Verfasser geht bewusst auf Dalbergs Wirken weit über Regensburg hinaus ein. Der ehemalige Primas der deutschen Kirche hat sich nach seiner Umsetzung nach Regensburg um die Neuordnung des katholischen Kirchenwesens in Nachfolge der alten *Germania Sacra* bemüht. Die von ihm favorisierte Lösung einer einheitlichen deutschen Regelung konnte je-

doch gegen die konkurrierenden Landesherren des Deutschen Bundes nicht durchgesetzt werden. Dabei dürfte die Minderung des Einflusses von Dalberg auf die deutsche katholische Kirche nicht unbedingt als negativ anzusehen sein.

In einem weiteren Kapitel schließen sich die Biogramme der Weihbischöfe ab 1650 an (S. 419 – 451). Am Anfang dieser Biogramme ist wiederum die Literatur zu dem jeweiligen Weihbischof kurz zusammengefasst. Insgesamt zehn Weihbischöfe werden durch diese Biogramme vorgestellt und damit eine vertiefte Darstellung der Regensburger Bistumsgeschichte geschaffen. Der Verfasser weist darauf hin, dass einige der vorgestellten Bischöfe dem Wirken eines geistlichen Oberhirten ferner gestanden haben. Sie haben aber dennoch die Geschichte Regensburgs in entscheidendem Maße mitbestimmt und damit ihren Platz in dessen Geschichte. Es ist dabei auch von großer Bedeutung, dass vier wittelsbachische Prinzen und der dem Herzogshaus verwandte Clemens Wenzeslaus von Sachsen genau ein Jahrhundert hindurch Bistum und Hochstift regiert haben.

Bedauerlich ist das Fehlen von Portraits der Bischöfe und Weihbischöfe und der beschriebenen Siegel und Wappen, die den Band gut ergänzt hätten und für die Aufnahme leicht erreichbar gewesen wären. Auch ein abschließender Überblick über das Territorium des Hochstifts hätte die Darlegungen des Bandes gut unterstützt. Der Band ist aber insgesamt als ein großer Wurf der Regensburger Bistumsgeschichte zwischen der Mitte des 17. und dem Beginn des 19. Jahrhunderts zu bezeichnen und ist von großer Bedeutung für die Geschichte von Bistum und Region.

[2078]

*Immo Eberl*

### 3.3. 19./20. Jahrhundert / Zeitgeschichte (Nr. 2079–2081)

Flade: Jüdische Familiengeschichten aus Unterfranken (Gronauer) (Nr. 2079) – Rößler: Nationalsozialismus in der fränkischen Provinz: Neudettelsau (Greif) (Nr. 2080) – Hager: Freimut. Hermann von Loewenich, Kirchenreformer und Landesbischof (Greif) (Nr. 2081)

FLADE, ROLAND: Jüdische Familiengeschichten aus Unterfranken. – Würzburg: Mediengruppe Main-Post, 2015. – 304 S., kart. mit Lesebändchen. – ISBN 978-3-92523289-3.

Roland Flade hat 45 Lebensgeschichten bekannter und weniger bekannter Jüdinnen und Juden zusammengetragen. Der promovierte Historiker pflegt seit 35 Jahren eine intensive Korrespondenz mit jüdischen Emigranten, wodurch er sich große Kenntnisse über verschiedene jüdische Familien aneignete. Dass der Titel auf Unterfranken Bezug nimmt, ist allerdings irreführend, denn der Schwerpunkt der Lebensbeschreibungen liegt auf Würzburg und Umgebung. Dementsprechend hätte auch der Buchtitel lauten müssen. Andere Teile Unterfrankens kommen in Flades Werk bestenfalls am Rande vor.

Josef Schuster, der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, schätzt seinem Geleitwort zufolge das Buch gerade deshalb, weil es jüdische Personen nicht nur als Opfer zeigt. Vielmehr „werden Menschen in allen Facetten eines normalen menschlichen Lebens geschildert: mit beruflichem Erfolg oder Misserfolg, mit großen oder kleinen Familien, fromm oder wenig religiös, mit eigenen Häusern oder in ärmlichen Verhältnissen“ (S. 8). Allein die Berufe der porträtierten jüdischen Menschen offenbaren die Vielseitigkeit jüdischen Lebens. Da ist u.a. von folgenden Professionen und Handwerken die Rede: Arzt (S. 118), Bäcker (S. 54), Bankier (S. 107), Buchhändler (S. 68), Eisenwarenhändler (S. 35), Fabrikant (S. 274), Journalistin (S. 244), Koch (S. 60), Komponist (S. 81), Landwirt (S. 34), Lehrer (S. 13), Maler (S. 151), Mathematikprofessor (S. 103),

Metzger (S. 257), Posamentiermeister (S. 24), Schriftsteller (S. 144), Textilwarenhändler (S. 52), Viehhändler (S. 63), Weinhändler (S. 74) und Zeitungsverleger (S. 224).

Auch enthält das Buch erstaunliche Fotografien, die alte und junge Jüdinnen und Juden in vielerlei Aktivitäten zeigen: Die aus Marktbreit stammende Paula Arensberg (1913–2004) ist 1929 zusammen mit zwei Freundinnen in Badekleidung am Mainufer zu sehen (S. 18). Ein Klassenfoto zeigt die Schülerinnen und Schüler der 1. und 2. Jahrgangsstufe der jüdischen Volksschule in Würzburg; auffallenderweise halten alle Kinder ihre Arme verschränkt (S. 31). Die Fußballmannschaft der Israelitischen Präparandenschule Höchberg posiert 1930 vor der Kamera, nachdem sie eine Würzburger Mannschaft besiegt hat (S. 52). Ein 1919 entstandenes Gruppenfoto ruft jüdische Freikorps-Soldaten aus Würzburg in Erinnerung (S. 71). Ein Kinderfoto Ludwig Pfeuffers, der als Jehuda Amichai ein renommierter israelischer Dichter werden sollte, zeigt ihn, wie er auf rührende Weise ein Mädchen umarmt (S. 89). Dem Gruppenbild des Heidinger Stadtrates von 1929 ist zu entnehmen, dass mit der Jüdin Herta Mannheimer eine einzige Frau dem Magistrat angehörte (S. 141).

Die prominenteste Person, die Flade vorstellt, ist der Würzburger Distriktsrabbiner Seligmann Bär Bamberger (1807–1878, S. 27–32). Er kam in Wiesenbronn auf die Welt und wurde an der Jeschiwa in Fürth ausgebildet, was aber keinem Hochschulstudium entsprach. 1841 trat er sein Amt an und löste Abraham Bing ab. Bei seiner Wahl war Bamberger nicht unumstritten, da er dem liberalen Teil der jüdischen Bevölkerung zu streng orthodox war. Auch das Fehlen eines wis-

senschaftlichen Studiums sowie mangelnde Kenntnisse des Hochdeutschen wurden ihm angekreidet. Bamberger verfasste mehrere Werke über die jüdische Religion und schuf die Grundlage dessen, was man die „Würzburger Orthodoxie“ nennt. 1864 gründete er die bedeutende „Israelitische Lehrerbildungsanstalt“ (ILBA), die von 1884 bis 1929 in der Bibrastraße residierte, bevor sie erneut umzog. 1938 wurde die ILBA geschlossen.

Ein weiteres Porträt einer bekannteren Person ist das von Felix Fechenbach (1894–1933, S. 53–61). Der Sozialdemokrat und Pazifist war in Würzburg aufgewachsen, lebte aber viele Jahre in München. Dort schloss er sich der USPD Kurt Eisners an. Als Eisner Ende 1918 erster Ministerpräsident des Freistaats Bayern wurde, ernannte er Fechenbach zu seinem Referenten. Danach arbeitete er als Journalist für verschiedene SPD-nahe Zeitungen, zuletzt in Detmold. Nachdem Hitler an die Macht gekommen war, wurde Fechenbach am 7. August 1933 von SA- und SS-Männern erschossen. Zuvor hatte er mit „Der Puppenspieler“ einen Roman verfasst, der in Würzburg spielte und das Leben kleiner Leute schilderte. Der Roman erschien vier Jahre nach seinem Tod in der Schweiz.

Bedeutend war auch der SPD-Politiker Felix Freudenberger (1874–1927, S. 68–73). Der in Heidingsfeld geborene Lehrersohn unterhielt in Würzburg einen Buch- und Schreibwarenladen und gehörte für die SPD seit 1915 der Ersten Kammer des Stadtrats an. Als im Oktober 1917 der Reichsparteitag der SPD in Würzburg stattfand, plädierte Freudenberger an die Reichstagsfraktion, keine weiteren Geldmittel für den Krieg zu bewilligen. Doch der Antrag wurde mit 26 zu 257 Stimmen abgelehnt. Freudenberger war enttäuscht, ging aber nicht den Weg mancher Gesinnungsgenossen, die der neu gegründeten USPD beitraten. Nach dem Ersten Weltkrieg wirkte Freudenberger als Vorsitzender der SPD-Stadtratsfraktion und wurde 1919 zum 4. Bürgermeister gewählt. Zwischen den Stühlen sitzend, hassten ihn Kommunisten wie Konservative gleicher-

maßen. 1919 und 1920 gehörte Freudenberger dem Bayerischen Landtag an. An einem Darmleiden verstarb er 1927 im Alter von 53 Jahren. Die Schoah blieb ihm erspart – im Gegensatz zu seiner Witwe Rosa, die 1944 in Auschwitz ermordet wurde.

Als weitere herausragende Persönlichkeiten porträtiert Flade den Komponisten Norbert Glanzberg, den Bankier Joel Jakob von Hirsch, den Arzt Simon Höchheimer, den Schriftsteller Max Mohr, den Maler Joseph Oppenheimer, den Dichter Ludwig Pfeuffer alias Jehuda Amichai u.a. Bewegend ist beispielsweise die Lebensbeschreibung von David Schuster (1910–1999, S. 193–202), der als einer der wenigen Überlebenden der Schoah Israel verließ und nach Deutschland zurückkehrte. 1958 wurde er zum Vorsitzenden der Israelitischen Kultusgemeinde Würzburg gewählt. Sein noch in Haifa geborener Sohn Josef ist heute der Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland.

In Flades Werk wird auch die Namensgeberin des Würzburger Johanna-Stahl-Zentrums porträtiert, einer Einrichtung, die jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken dokumentiert. Johanna Stahl (1895–1943, S. 244–249) wurde in Würzburg geboren und 1925 in Volkswirtschaft promoviert. Politisch neigte die als Journalistin arbeitende Jüdin zur liberalen Deutschen Demokratischen Partei (DDP). 1938 unternahm sie eine behördlich genehmigte Reise nach Paris, nutzte diese aber nicht zur Auswanderung, sondern kehrte zurück. Ihr Motiv war die Pflege der Mutter sowie die notwendige soziale Arbeit in der jüdischen Gemeinde. In den Gestapo-Akten ist „Fürsorgerin“ nun ihre offizielle Berufsbezeichnung. Aufgrund ihrer Kontakte zu Gertrud Luckner, einer christlichen Widerstandskämpferin, wurde Stahl 1943 verhaftet und nach Auschwitz verbracht. Dort wurde sie vermutlich direkt nach der Ankunft in die Gaskammer geschickt.

Als Beispiel eines weniger prominenten Juden kann die Lebensgeschichte von Bernhard Adler (1869–1943) genannt wer-

den (S. 13–17). Er war Kantor und Religionslehrer und gründete 1904 in Schweinfurt eine Handelsschule. Adler war 1894 nach Schweinfurt gekommen, als die 1863 entstandene Israelitische Kultusgemeinde etwa 400 Mitglieder zählte. 1897 heiratete er Elise Ledermann und zog mit ihr in das Gemeindehaus in der Siebenbrückleinsgasse 14. Mit Max (geb. 1898) und Willy (geb. 1904) wurden dem Paar zwei Söhne geschenkt. 1904 rief Adler die „Erste Schweinfurter Privat-Handelsschule“ ins Leben. In dem Raum, in dem eigentlich der jüdische Religionsunterricht stattfand, brachte Adler über die Jahre mehr als 1000 Schülern die verschiedenen kaufmännischen Wissensbereiche sowie Stenographie und Maschinenschreiben bei. Die Absolventen fanden bei den Schweinfurter Firmen Arbeit. 1921 ließ sich Adler aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig pensionieren. Als die Nationalsozialisten an die Macht kamen, emigrierten die beiden Söhne nach Palästina bzw. England. Den Eltern gelang die Ausreise nicht mehr. Bernhard und Elise Adler wurden am 10. September 1942 nach Theresienstadt deportiert. Dort kamen sie ums Leben.

Das Buch „Jüdische Familiengeschichten aus Unterfranken“ lässt erkennen, dass sich bereits im 19. Jahrhundert Juden aus Deutschland in Palästina niederließen. Der aus Zell stammende Elieser Bergmann (1799–1852) wanderte 1834 mit seiner Familie nach Jerusalem aus (S. 38–43). Dort unterhielt er eine Jeschiwa und versuchte sich – wenig erfolgreich – als Geschäftsmann. 1852 starb er bei einer Deutschlandreise und wurde in Berlin beigesetzt. Ein Ururenkel ließ 1972 Bergmanns Gebeine nach Jerusalem umbetten. Elieser Bergmann emigrierte sozusagen zweimal in die Heilige Stadt.

Interessant ist auch die Familie von Clara und Lazarus Frank (S. 62–67), die in Steinach/Saale und zuletzt in Bad Kissingen lebte. Ihr setzte der in Großbritannien lebende deutsche Schriftsteller W. G. Sebald (1944–2001) ein literarisches Denkmal, und zwar in der Figur des Max Ferber im 1992

erschienenen Roman „Die Ausgewanderten“. Literarisch vermischt Sebald in diesem Familienporträt Fiktives und Historisches miteinander.

Wie Flade in seinem Vorwort bemerkt, sei die Idee zu diesem Buch von Fürst Albrecht zu Castell-Castell (1925–2016) ausgegangen. Der unterfränkische Fürst hatte auch Sponsoren für die Publikation auffinden können. Jahrzehntlang hatte er sich für die Versöhnung mit den Opfern der Schoah eingesetzt. Neun Monate vor seinem Tod schrieb er das Nachwort zu Flades Buch. Demnach sieht der Fürst den Nutzen der 45 Lebensbeschreibungen darin, „uns bewusst“ zu machen: Die Jüdinnen und Juden „waren hier zu Hause, bei uns, mit uns – unsere Heimat war ihre Heimat“ (S. 285). Der Fürst beschließt sein Nachwort mit Gedanken über das christlich-jüdische Verhältnis. Die sog. Enterbungslehre, wonach das jüdische Volk seine Gotteserwählung verspielt hätte, müsse von den Kirchenvertretern widerrufen werden (ist das nicht längst geschehen?). Die Christenheit müsse bekennen, „dass die zum Volk Gottes Gehörigen unsere älteren Brüder und Schwestern sind“ (S. 286).

Der Autor Roland Flade arbeitete hauptberuflich als Journalist bei der Regionalzeitung „Main-Post“. Er weiß, wie man schreibt. So ist ein sehr gutes und kurzweilig zu lesendes Buch entstanden. [2079]

*Gerhard Gronauer*

**RÖSSLER, HANS:** Nationalsozialismus in der fränkischen Provinz. Neuendettelsau unterm Hakenkreuz. – Neuendettelsau: Diakonie, 2017. – 240 S., kart., zahlreiche sw-Fotos. ISBN 978-3-9809431-9-2.

Seit gut einem Jahrzehnt hat sich in der Geschichtswissenschaft der Terminus von der „zweiten Geschichte des Nationalsozialismus“ eingebürgert. Gemeint ist – neben den eigentlichen Ereignissen und Zusammenhängen der 1920er bis 1940er Jahre – die Art des Umganges mit der NS-Vergangenheit.

Ein bisweilen kurioser Spiegel dieses Umganges ist die Orts-, Stadt-, Pfarr- oder Vereinsgeschichtsschreibung. Jahrzehntlang musste man sich vielerorts nicht verwundern, wenn dort auf das Ende des Ersten Weltkrieges unmittelbar der Einmarsch der Amerikaner im Frühjahr 1945 folgte. Die Zeit dazwischen: ausradiert, nie da gewesen.

Es konnte auch vorkommen, dass ein Autor eher von Rechtfertigungs- denn Aufklärungswillen beseelt war – das sind die besonders peinlichen Fundstücke im Heimatgeschichtssregal.

Erst ab den 1980er Jahren begann sich der Wind langsam zu drehen. Nicht selten kamen die ersten Anstöße von Schülerarbeiten, die kritische Fragen stellten. Gemeinwesen und Institutionen mussten lernen, sich offen mit ihrer Vergangenheit auseinanderzusetzen: Nürnberg, Gunzenhausen, Brettheim. Wichtigste Grundlage blieb eine ausschließlich an den Quellen orientierte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Zeit, allen lokalen Fliehkräften aus Erinnerungen, Verpflichtungsgefühlen, Scham und Rücksichtnahmen zum Trotz. Dass gerade auf den lokalen Ebenen im Untergang des NS-Regimes im großen Stil Akten vernichtet wurden, machte die Sache nicht leichter. Manchmal gelang die Aufarbeitung besser, manchmal schlechter.

Der Neuendettelsauer Ortshistoriker Hans Rößler hat mit seiner Fallstudie über seinen Wohn- und Wirkungsort eine Arbeit vorgelegt, die man unter all diesen Ansprüchen nur als vorbildlich bezeichnen kann. Das Buch „Nationalsozialismus in der fränkischen Provinz. Neuendettelsau unterm Hakenkreuz“, herausgegeben von der Diakonie Neuendettelsau, ist zwar „nur“ eine Dorfgeschichte. Doch das Dorf gehört dank Wilhelm Löhe zu den historisch wirkmächtigsten in Franken. Und auf allen wichtigen Arbeitsebenen hat Rößler Maßstäbe gesetzt: Methodisch orientiert sich das Buch streng an einer Vielzahl höchst unterschiedlicher und teilweise erst seit einiger Zeit zugänglicher Quellen verschiedenster Herkunft und

verfügt über einen akribischen Fußnotenapparat. Die Gliederung ist stringent, berücksichtigt alle nötigen Aspekte des Geschehens inklusive der bitteren Neuendettelsauer Euthanasie-Verwicklung und der Geschichte der Luftmunitionsanstalt (Muna). Die Sprache ist klar und präzise, beschönigt nichts und ist doch, wo nötig, voller Empathie und immer gut lesbar.

Rößler hatte schon 1983 einen ersten Anlauf gestartet, sich mit der NS-Geschichte des Ortes zu beschäftigen, scheiterte aber an Widerständen im Rathaus. Nunmehr waren, wie der Autor im Vorwort schreibt, „ungleich günstigere Voraussetzungen gegeben – sowohl im Blick auf den Bewusstseinsstand der Zeitgenossen als auch im Blick auf die zur Verfügung stehenden Quellen“.

Er hat das Sujet in neun Kapitel von unterschiedlicher Gewichtung unterteilt. Ein ausgezeichnet gelungener gestalterischer Kunstgriff ist das gut 50seitige Eingangskapitel, in dem der Autor ein Glückwunschsreiben der Gemeinde Neuendettelsau an Adolf Hitler zum 20. April 1933 samt all seinen Unterzeichnern vorstellt. Der Text des damals übersandten „Hitlerliedes“ stammte von dem Missionar Christian Keyßer, unterschrieben hatten neben Bürgermeister und NS-Funktionären auch die Pfarrer Friedrich Epplein und Hans Lauerer, die Leiter von Missions- und Diakonissenanstalt. Noch ehe das „eigentliche“ Thema systematisch erschlossen wird, findet sich der Leser im besonderen ländlich-kirchlichen Geistesklima des Ortes zurecht und lernt sogleich, dass in diesem Gemeinwesen die Impulse von den Pfarrern auszugehen pflegen. Das ist unterm Strich die vielleicht wichtigste Erkenntnis dieser besonderen Lokalgeschichte, die mikrohistorisch Manfred Kittels bahnbrechende Studie über die mentale Machtergreifung des Nationalsozialismus untermauert: Ohne Pfarrer war im nationalprotestantischen Milieu Westmittelfrankens kein Staat zu machen – auch kein NS-Staat. Als es den Kirchenleuten dann zu dämmern begann, welchen Teufelspakt sie ge-

geschlossen hatten, fehlte ihnen der Wegweiser zurück auf sicheren Boden und auch der Mut. Rößler skizziert das bedrückende Beispiel einer Rede des stellvertretenden fränkischen Gauleiters Karl Holz im Januar 1934, in der dieser gegen das Alte Testament polemisierte. Diakonissenrektor Lauerer hörte zu, schwieg und reichte Holz gar zum Abschied die Hand.

Nach dem weiten Einleitungsbogen erschließt Rößler die Ergebnisse der Reichstagswahlen bis 1933, die Geschichte der Ortsgruppe der NSDAP und ihrer Untergliederungen, den Kirchenkampf und die Zeit des Zweiten Weltkrieges. Eingebettet in diese strukturell vielfach allgemeingültigen alltagsgeschichtlichen Aspekte sind die lokal spezifischen Ereignisse zur T4-Aktion und zu Errichtung und Betrieb der Luftmunitionsanstalt (Muna). Vor allem die Reichhaltigkeit des Akten- und Bildmaterials zur Geschichte der NSDAP-Ortsgruppe ist ganz außergewöhnlich. Hier kam Rößler der Zufall zu Hilfe, denn die als verloren geglaubten Unterlagen tauchten aus dem Nachlass eines einstigen örtlichen NS-Funktionärs auf, und zwar Jahrzehnte nach dessen Tod.

Abgerundet wird die Arbeit durch einen kritischen Seitenblick zum Thema „Widerstand in Neuendettelsau?“ und ein Verzeichnis der zwischen 1939 und 1945 beschlagnahmten Häuser und Einrichtungen. Die Ergebnisse der Arbeit waren Grundlage der Ausstellung „Neuendettelsau und der Nationalsozialismus“, die im Sommer 2017 im Löhe-Zeit-Museum gezeigt wurde. [2080]

*Thomas Greif*

**HAGER, ANGELA:** Freimut. Hermann von Loewenich, Kirchenreformer und Landesbischof. Eine Biographie. – Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2016. – 416 S., kart., Abb. – ISBN 978-3-374-04429-0.

Anders als seine Amtsvorgänger hinterließ der vierte bayerische Landesbischof

Hermann von Loewenich (1931–2008) keine autobiographischen Aufzeichnungen. Die bayerische Landeskirche entschloss sich daher, in verhältnismäßig geringem Abstand zu Loewenichs Tod eine Biographie in Auftrag zu geben, vor allem, um Erinnerungen von Loewenichs Witwe und einer Reihe von dessen engen Weggefährten noch einfangen zu können.

In dieser zeitlichen und persönlichen Nähe zu Loewenichs engstem Umfeld liegt nun bekanntlich ein Sprengsatz für historische Forschung, die nämlich eigentlich von zeitlicher und persönlicher Distanz lebt. Ein Wagnis, das auch der Autorin Angela Hager, Kirchenhistorikerin und Pfarrerin in Bayreuth, bewusst ist, wie sie im Vorwort betont: „Nah an der Geschichte zu schreiben, das beinhaltet das Risiko, dass es mitunter an Distanz zum Dargestellten mangeln mag“. Überwogen habe allerdings die Erkenntnis, dass es „zum jetzigen Zeitpunkt noch gemeinsam mit Beteiligten“ möglich gewesen sei, „Geschichte zu rekonstruieren“.

Die Arbeit ist fraglos ein außerordentlicher Gewinn und wird späteren Forschergenerationen nicht nur als Literatur-, sondern dank der vielen verifizierten Zeitzeugeninterviews auch als Quellenvorlage dienen können. Unter anderem sprach Hager mit Familienmitgliedern, allen voran der Witwe Hiltrud von Loewenich, mit Loewenichs Nachfolger Johannes Friedrich und mit anderen profilierten Zeitgenossen Loewenichs wie den Pfarrern Hans Issler, Werner Schanz, Fritz Kleineidam oder Willi Stöhr. Man sollte sich aber nicht täuschen lassen: Die Interviews machen nur einen kleinen Teil der über 900 Fußnoten aus. In ihrer wissenschaftlichen Substanz fußt die Arbeit auf den einschlägigen Literatur- und Archivbeständen. Dank gewährter Schutzfristverkürzung seitens des Landeskirchlichen Archivs waren sehr viel ausführlichere Archivstudien möglich, als es die üblicherweise bindende Zehnjahresfrist ermöglicht hätte.

Hager zeichnet das Bild eines Kirchenmannes, der bodenständig und progres-

siv war, politisch und fromm, herzlich und streng; ein bekennender Franke, der sicher nicht nur einmal das Bonmot einsetzte, das Beste an München sei die Autobahn nach Nürnberg, auch wenn es die Autorin in freundlicher Höflichkeit in Watte packt.

Aufgewachsen inmitten der braunen Umtriebe in Nürnberg, verlor Loewenich bald seinen Vater, der als Wehrmachtspfarrer in Stalingrad starb. Prägend waren seine Jugendjahre im Pfarrwaisenhaus in Windsbach, wo er die Gründerjahre des Knabenchores als Aktiver miterlebte und nach dem Theologiestudium ein Jahr lang als Erzieher tätig war. In die Studienzeit fällt ein Intermezzo als Parteimitglied der CSU – angesichts der späteren sozialliberalen Profilierung von Loewenichs ein erstaunliches biographisches Puzzlestück!

Nach Zwischenstationen als Studieninspektor am Nürnberger Predigerseminar und als Studierendenpfarrer wurde von Loewenich im Jahr 1969, damals schon profilierter Kopf des aufmüpfigen „Arbeitskreises Kirchliche Erneuerung“ (AEE), Dekan in Kulmbach und zwei Jahre später Mitglied der Landessynode. Die bayerische Kirche samt ihrer Synode war damals noch eine sehr würdige Versammlung älterer Herren, die viel auf ein gutes Verhältnis zum Staat und wenig auf eine gesellschaftliche Öffnung Wert legten. Die wichtigste Aufgabe der Laien bestand vielerorts darin, dem Pfarrer am Sonntag in den Talar zu helfen.

In Kulmbach legte sich von Loewenich furchtlos mit dem örtlichen Establishment an, etwa durch sein Eintreten für Willy Brandts Ostpolitik. Als biographischen Dreh- und Angelpunkt hat Hager aber einen anderen Konflikt ausgemacht, den von Loewenich als Nürnberger Stadtdekan zu bestehen hatte: Die Auseinandersetzung um die Massenverhaftungen im Nürnberger

„Komm“ anno 1981. Die Nürnberger Pfarrer mit dem Dekan an der Spitze stellten unbequeme Fragen an das staatliche Handeln – und ernteten dafür einen papierzeitlichen shit-storm, der in Morddrohungen und bitterbösen Anwürfen seitens der bayerischen Justiz gipfelte. Der „Loewe“ blieb unbeeindruckt: „Das Evangelium ist nun einmal etwas anderes als eine Stabilisierung der Wertvorstellungen der schweigenden Mehrheit.“ Handschriftlich notierte er mehrfach: „Ich bin so frei.“

Als Loewenich im Alter von 54 Jahren Kreisdekan in Nürnberg wurde, schien die Kirchenkarriere ausgereizt. Doch der kritische Geist aus Nürnberg war bald „für Konservative und für Progressive in der Landeskirche gleichermaßen zur Integrationsfigur geworden“, resümiert Hager. 1994 wurde er gegen drei Gegenkandidaten zum Landesbischof gewählt. Seine kurze Amtszeit bleibt mit dem Streit um das Kirchenasyl, mit der Abschaffung des Buß- und Bettages und mit einer Neupositionierung der Kirche gegenüber ihrem Verhalten in der NS-Zeit verbunden.

Die heikelste Aufgabe dieser Biographie war sicher der Umgang mit dem „langen Abschied“ Loewenichs, der schon bald nach seiner Verabschiedung an Alzheimer und einer Parkinson-Erkrankung litt und sich aus der Öffentlichkeit zurückziehen musste. Hager hat diese Zeit mit großer Behutsamkeit und Respekt, aber gleichwohl detailgetreu beschrieben. „Er wurde immer weniger, sprach nicht mehr“, beschreibt Loewenichs Witwe Hiltrud die letzten Tage, die das Ehepaar im Rummelsberger Stift St. Lorenz in Nürnberg verbrachte. Am Grab sang ein Chor von Freunden der Familie Mendelssohns Motette „Denn er hat seinen Engeln befohlen“.

[2081]

*Thomas Greif*



#### 4. Kunst- und Kulturgeschichte (Nr. 2082)

Bungert: Das alte Dorf. Fränkisches Landleben um 1930 (Jan Huber) (Nr. 2082)

**BUNBERT, FRANZ:** Das alte Dorf. Fränkisches Landleben um 1930. – Würzburg: Echter, 2015. – 319 S., geb., Festeinband, 30 sw-Fotos. – ISBN 978-3-429-03826-7.

Einer der letzten Augen- und Ohrenzeugen des „alten Dorfes“: der Autor, ein Diplomvolkswirt, geboren im Jahr 1924, erzählt von einer – zumal für heutige Verhältnisse – sich nur langsam wandelnden, relativ stabilen, heute aber unwiderrufflich und gefühlt bereits längst vergangenen Lebenswelt. Der Untertitel nennt zur Orientierung die konkrete Jahreszahl 1930, tatsächlich aber führt der Blick tief in das 19. Jahrhundert zurück. Am Beispiel der fränkischen Rhön stellt Bungert in sieben Kapiteln die Hauswirtschaft und Alltagsarbeit, die Vielfalt der Handwerksberufe, die „Landarbeit und ihre Ordnung“, das „Aufwachsen im ‚alten Dorf‘“, das Dorf als „ein erlebbarer Wissenskosmos“ und den „Abschied vom ‚alten Dorf‘“ vor Augen. Diese Kapitelüberschriften geben aber einen nur unzureichenden Eindruck von der Fülle an sinnenfreudigen Miniatur-Beobachtungen und markanter Eindrücke, die anschaulich und berührend geschildert werden.

Das Dorf, ja fast jedes Haus, war als Welt für sich angelegt, in der alles Lebensnotwendige selbst angebaut, produziert, verarbeitet, gelagert und verbraucht wurde. Die natürlichen Jahreszeiten bestimmten unmittelbar den Alltag, der auch religiös geprägt war, das unmittelbare Leben und Arbeiten mit den Tieren, mit dem Wetter in der Natur. Es gab noch keine Elektrizität, kaum fließendes Wasser, keine Kanalisation, aber bereits seit Jahrhunderten Kirche und Pfarrhaus mit dem Pfarrer als höchster Autorität im Dorf und das Schulhaus mit dem Lehrer als fester Institution, aber auch die Wirtschaftshäuser. Die Sprache war ganz selbstverständlich der Di-

alekt, der schon im Nachbardorf leicht anders klingen konnte. Bungert bringt Kostproben von Heimatdichtern, Ausdrücke, Wetterregeln, Verse, Spruchweisheiten, die er festgehalten hat. Leben und Arbeiten in Haus und Hof waren eine Einheit und ganz wesentlich ein Miteinander – das natürlich auch durch seine Regeln und Kriterien seine Zwänge und Nöte mit sich brachte. Das Leben, sogar das in der Familie, war weitgehend öffentlich. Es gab eine grundsätzliche Gleichheit, aber dann auch manchmal schmerzvolle Abstufungen von Wohlstand und sozialem Rang – mit Unterschieden, die nicht einfach übergangen werden konnten.

Bei diesem Buch handelt sich um kein wissenschaftlich-analytisches Werk, sondern um eine mosaikartige, durchaus strukturiert angelegte Dokumentation von Beschreibungen des alten Dorflebens um 1930, die der Verfasser vom jahrzehntelangen Hörensagen der Erlebnis-Generation in Erfahrung gebracht hat. Dabei liegt es Bungert fern, das ‚alte Dorf‘ gegenüber dem neuen, das immer stärker von Maschinen und Technik und schließlich Mobilität und Kommunikation bestimmt ist, zu verklären. Das Leben im ‚alten Dorf‘ war geprägt von harter Arbeit, vom knappen Auskommen mit dem, was man dem Land mit Jahrhunderte lang von Generation zu Generation tradiertem Wissen abrang. Menschliche Nähe konnte auch Enge und Kontrolle bedeuten, Geborgenheit beschränkte Entfaltungsmöglichkeiten, die Einfachheit primitive Verhältnisse. Es ist ein, auch mit ansprechenden historischen Fotos aus der Region bebildertes Buch, das mit seiner Anschaulichkeit die Augen öffnet für eine versunkene Welt und (vielleicht auch kritisch) für die Gegenwart.

[2082]

*Jan Huber*